



11 / Dezember 08

Behinderung & Pastoral

Internes Forum zum Austausch von Erfahrungen und Informationen für hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte und Interessierte der Behindertenarbeit in Deutschland

Themenschwerpunkt: Wohnen und Behinderung







Liebe Leserin, lieber Leser,

an keinem anderen Ort verbringt ein Mensch so viel Zeit wie zuhause. Hier sind wir in unserer Freizeit, treffen uns mit Verwandten und Freunden, essen, feiern, schlafen – kurz: Hier leben wir. Vor allem aber ist das Zuhause ein privater Ort, an den wir uns zurückziehen und wo wir uns geborgen fühlen können. „My home is my castle“ – „Mein Heim ist mein Schloss“ – wie die Briten sagen. Natürlich gilt das gleichermaßen für Menschen mit und ohne Behinderung.

In das Thema „Wohnen und Behinderung“ ist in der letzten Zeit viel Bewegung gekommen. „Menschen mit Behinderung sind nicht länger Objekt wohlwollender Fürsorge, sondern Akteure im Kontext ihrer Lebensplanung und Alltagsgestaltung“, wie unsere Gastautorin Prof. Dr. Maria Seifert schreibt (Seite 3). Neue Wohnkonzepte und Formen der Teilhabe sind entstanden. Im Sinne der Inklusion verstehen sich Menschen mit Behinderung zunehmend als Teil ihrer Gemeinde. Große und kleinere Einrichtungen stehen vor der Frage, wie sich Wohnen angesichts einer alternden Gesellschaft wandeln sollte. Wie lassen sich Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung gestalten? Gemeinsam zu wohnen – kann das funktionieren? Auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Behindertenseelsorge bringen alle diese Aspekte des Themas Wohnen neue Herausforderungen mit sich.

In dieser Ausgabe von Behinderung und Pastoral haben wir unterschiedliche Facetten des Themas „Wohnen“ beleuchtet: Betroffene erzählen aus ihrem Alltag, Praktikerinnen und Praktiker aus verschiedenen Einrichtungen stellen innovative Konzepte vor. Wir berichten über das Thema Dezentralisierung, über selbstbestimmtes Wohnen im eigenen Sozialraum, wie es sich mit Behinderung auf Reisen wohnt und vieles mehr.

Weihnachten wird wie kaum ein anderes Fest in der eigenen Wohnung und mit der Familie gefeiert. In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine schöne, besinnliche Weihnachtszeit und einen guten Start ins Jahr 2009!

A handwritten signature in black ink, which appears to read "Andreas Ferij".

Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

INHALT 11 / Dezember 08

Editorial

01 *Andreas Gesing*

Themenschwerpunkt: Wohnen und Behinderung

03 **Inklusiv wohnen**

Maria Seifert

07 **L'Arche – Wohnen mit und ohne Behinderung in Gemeinschaft**

Andreas Ronkartz

10 **Vom Anstaltswesen zur Community Care**

Georg Theunissen

13 **Leben und wohnen mit psychischer Erkrankung**

Elisabeth Kremer

14 **Wenn der Weg zur Kirche zum Hindernis wird**

Margrita Appelhans

15 **Ich begleite sie immer noch ...**

Brigitte Wieland

17 **Teilhabe am Leben in der Gemeinde**

Ute Gerlach-Wienke

20 **Mitten im Leben der Gemeinde**

Regina Hermans

22 **Teilhabeorientiertes Wohnen von Menschen mit Behinderungen im Alter**

Jutta Hollander

24 **Ruhestand: Herausforderungen und Chancen**

Gerlinde Uphoff und Heinz Spadinger

28 **Wohnen, wie wir wollen!**

Ricarda Kluge

30 **Visionen aus Pappe**

Stefan Häfner entwirft Städte der Zukunft

32 **Wohnen auf Reisen**

Hartmut Smikac

34 **Embrace Hotels: Wohnen und arbeiten mit und ohne Behinderungen**

Aus Kirche und Gesellschaft

35 **Fachtagung**

Mit Behinderung in Europa

36 **Kurze Wege und Sonnenschein – Katholikentag 2008 in Osnabrück**

Michael Knüpper

Aus den Diözesen und den Gremien der Arbeitsstelle

38 **„Liebe ist ... wenn aus Herzen Töne purzeln“**

Barbara Reichwein

40 **„Lasst uns in Liebe weitermachen“**

41 **Gute Kooperation zwischen Lebenshilfe und Behindertenseelsorge**

44 **Das letzte Wort hat ...** *Andreas Ronkartz, Autor des Artikels „L'Arche – Wohnen mit und ohne Behinderung in Gemeinschaft“*

42 **Bücher**

43 **Termine**

THEMENSCHWERPUNKT: WOHNEN UND BEHINDERUNG

Inklusiv wohnen

Herausforderungen für die Behindertenhilfe und Behindertenseelsorge

Maria Seifert*

Seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre hat in der deutschen Behindertenhilfe ein Paradigmenwechsel stattgefunden, der eine grundlegende Veränderung der Angebotsstrukturen nach sich ziehen wird: Menschen mit Behinderung sind nicht länger Objekt wohlwollender Fürsorge, sondern Akteure im Kontext ihrer Lebensplanung und Alltagsgestaltung. Sie sind nicht mehr Empfänger von Hilfen, sondern Nutzer von Dienstleistungen – mit Anspruch auf eine Qualität, die fachlichen Standards entspricht. Sie sind Bürgerinnen und Bürger unserer Gesellschaft – mit dem Recht auf Teilhabe.

Der Paradigmenwechsel hat im Sozialgesetzbuch (SGB) IX (2001) seinen Niederschlag gefunden: Erklärtes Ziel der Hilfen für Menschen mit Behinderung ist eine möglichst selbstständige und selbstbestimmte Lebensführung und die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft (§ 4 SGB IX). Damit sind wesentliche Aussagen des mehrdimensionalen Teilhabekonzepts der Weltgesundheits-

Erklärtes Ziel der Hilfen für Menschen mit Behinderung ist eine möglichst selbstständige und selbstbestimmte Lebensführung und die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft (§ 4 SGB IX).

organisation WHO aufgenommen, das Behinderung als erschwerte Teilhabe (Partizipation) an Lebensbereichen im unmittelbaren Umfeld und in der Gesellschaft definiert. Das Ermöglichen der vollen Teilhabe (Inklusion) ist somit zentraler Ansatzpunkt der Hilfen, unabhängig von Art und Ausmaß des Unterstützungsbedarfs.

Diese Sichtweise korrespondiert mit den Grundaussagen der UN-Konvention über die Rechte behinderter Menschen, die seit dem Frühjahr 2008 in den Unterzeichnerstaaten verbindlich ist. Auch in diesen Vereinbarungen gilt als behindert, wer auf Grund von Wechselwirkungen zwischen individuellen Beeinträchtigungen und verschiedenen Barrieren an der vollen gesellschaftlichen Teilhabe gehindert wird (Art. 1). Bedeutsam ist, dass Barrierefreiheit sich in diesem Kontext nicht nur auf bauliche Barrieren bezieht, sondern auf den gleichberechtigten Zugang zu allen Lebensbereichen. Mit Blick auf Menschen mit kognitiven Einschränkungen bedeutet dies z.B. die Anwendung leicht verständlicher Sprache und die

Offenheit der Systeme zur selbstverständlichen Einbindung behinderter Menschen im Stadtteil. Gemeindefähige Dienstleistungen und Einrichtungen für die Allgemeinheit sollen Menschen mit Behinderungen auf der Grundlage der Gleichberechtigung zur Verfügung stehen und ihren Bedürfnissen Rechnung tragen (Art. 19). Jeder soll entscheiden können, wo und mit wem er leben möchte; niemand ist verpflichtet, in besonderen Wohnformen zu leben.

Damit ist die Behindertenhilfe vor Herausforderungen gestellt, die ein Überdenken tradierter Betreuungskonzepte und Versorgungsstrukturen erforderlich machen. Nach wie vor dominieren stationäre Angebote, in denen einer selbst bestimmten Alltagsgestaltung enge Grenzen gesetzt sind; das ambulant unterstützte Wohnen steckt vielerorts noch in den Anfängen. Auch die Gemeindeintegration, von der Behindertenhilfe seit Einführung des Normalisierungsprinzips auf die Fahne geschrieben, ist nur punktuell realisiert. Ein Blick auf die

letzten 30 Jahre zeigt eine stufenweise Annäherung an die selbstverständliche Zugehörigkeit zur Gemeinde. Kennzeichnend für die erste Phase ist der Wechsel von der Anstaltsbetreuung zum gemeindenahen Leben und Wohnen – historisch gesehen ein gewaltiger Schritt. Die zweite Phase kann als Leben in der Gemeinde gekennzeichnet werden („Being in the Community“). Dieser

Ansatz hat jedoch in der Praxis institutionelle Strukturen und institutionelles Denken nicht überwunden und schließt zudem Menschen mit höherem Hilfebedarf meist aus. Die dritte Phase bedeutet – und das ist der entscheidende Unterschied zur weithin üblichen Praxis – Teil der Gemeinde sein („Being part of the Community“). Das ist der Kerngedanke von Inklusion.

Teil der Gemeinde zu sein verändert nicht nur die Rolle des behinderten Menschen im Gemeinwesen, sondern auch der professionellen Begleitung. Während bislang die pädagogisch orientierte Begleitung und Unterstützung des Individuums zur Teilhabe am allgemeinen Leben im Vordergrund stand, ist der Radius der professionellen Arbeit unter der Zielperspektive der Inklusion um die Aufgabe erweitert, Bedingungen in der Gemeinde zu schaffen, die Teilhabechancen stärken.

Wie die Neuaufstellung der Behindertenhilfe aussehen soll, ist Gegenstand des Forschungsprojekts „Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von

Menschen mit Behinderung im Land Berlin“, das unter der Kurzbezeichnung „Kundenstudie – Unterstütztes Wohnen in Berlin“ seit Januar 2007 an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin durchgeführt wird. Mit der Zielperspektive Selbstbestimmung und Teilhabe am Leben in der Gesellschaft soll der qualitative Unterstützungsbedarf von erwachsenen Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung im Bereich des Wohnens ermittelt werden. Durch Analysen der gegenwärtigen Angebotsstrukturen und Erhebungen der Erfahrungen und Vorstellungen von Menschen mit Be-

Die Verbesserung der Teilhabe und die Stärkung der Rolle des Einzelnen im Gemeinwesen wird zum Maßstab für die Qualität der Unterstützung.

hinderung und ihrer Angehörigen zu Aspekten des Wohnens und der Teilhabechancen im Wohnumfeld sowie durch quartiersbezogene Praxisprojekte leistet das Projekt Basisarbeit für kommunale Planungs- und Umstrukturierungsprozesse. Dabei kommt sozialräumlichen Konzepten als neuer Schnittstelle zwischen Heilpädagogik und sozialer Arbeit eine zentrale Bedeutung zu.

Unter dem Fokus Gemeinwesenarbeit verlagern sich die Aufgaben der Mitarbeitenden in Diensten und Einrichtungen der Behindertenhilfe von der umfassenden Betreuung des behinderten Menschen auf die Unterstützung zur Entwicklung eines individuellen Lebensstils, auf die Erschließung von persönlichen Kontakten, von Freizeit-, Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten in der Gemeinde. Sie

werden zu „Brückenbauern in die Gemeinde“. Die Verbesserung der Teilhabe und die Stärkung der Rolle des Einzelnen im Gemeinwesen wird zum Maßstab für die Qualität der Unterstützung. Wesentliche Aufgaben sind die Stärkung der individuellen Ressourcen der behinderten Menschen, das Knüpfen von Netzwerken, die Unterstützung des nachbarschaftlichen Zusammenlebens und das Erschließen von Ressourcen im Umfeld.

Der Empowerment-Ansatz bietet eine geeignete Grundlage zur Vermeidung bzw. Reduzierung von Abhängigkeit und Fremdbestimmung, die noch immer den Alltag von Menschen mit geistiger Behinderung prägen. In diesem Kontext hat pädagogisches Handeln die Funktion einer Ermöglichungspädagogik: Sie gibt Raum für die eigene Entwicklung, schafft Gelegenheiten, individuelle Bedürfnisse zu erkennen und die eigenen Kräfte, Fähigkeiten und Ressourcen zu entdecken, das Leben selbst zu gestalten und sich für die eigenen Rechte und Interessen einzusetzen, um größtmögliche Kontrolle über das eigene Leben und uneingeschränkte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu erhalten. Die durch Empowerment intendierte Partizipation an allen subjektiv bedeutsamen Lebensbereichen ist auf individueller, gruppenbezogener, institutioneller und verbandspolitischer Ebene sowie in Gremien des Gemeinwesens und auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zu realisieren.

Soziale Beziehungen und Netzwerke sind Voraussetzung, Mittel und Wirkung gesellschaftlicher Inklusion zugleich. Sie sind hilfreich in belastend erlebten Alltagssituationen und psychosozialen oder gesundheitlichen Krisen und haben zudem auch eine belastungsvermei-

(Foto: Jürgen Christ)



dende Schutzfunktion. Umgekehrt steigert das Fehlen tragfähiger Beziehungen das Risiko für Krisen und Krankheiten – ein Sachverhalt, der bei Menschen mit geistiger Beeinträchtigung besonderer Beachtung bedarf. Ihr soziales Netzwerk ist hinsichtlich Umfang und Intensität deutlich geringer als bei Menschen ohne Behinderung. Vor allem bei schweren Behinderungen dominieren formelle, d.h. nicht freiwillig gewählte und „bezahlte“ Beziehungen zu professionell Tätigen. Informelle Kontakte beschränken sich meist auf Angehörige. Persönliche Freundschaften gibt es selten, kontinuierliche Kontakte zu Nachbarn sind kaum existent und eher oberflächlich.

Um einen Einblick zu gewinnen, welche Bedeutung das Wohnquartier für Menschen mit geistiger Behinderung hat, wurden im Rahmen des oben genannten Forschungsprojekts „Kundenstudie – Unterstütztes Wohnen in Berlin“ unter dem Namen „Leben im Quartier“ stadtteilbezogene Praxisprojekte durchgeführt. Über 20 Menschen mit geistiger Behinderung zwischen 20 und 76 Jahren aus drei Berliner Bezirken wurden über einen Zeitraum von drei Monaten von Studierenden in ihrem Alltag begleitet. Ziel war, über Gespräche und Kiezgänge den Stand ihrer Teilhabe im Wohnquartier zu ermitteln. Die Ergebnisse wurden gemeinsam mit den behinderten Menschen in Form von Persönlichen Teilhabenetzen und Persönlichen Kiezkarten visualisiert. Eine vergleichende Analyse der so entstandenen Dokumente lässt Erkenntnisse erwarten, die für die Weiterentwicklung der Strukturen im Stadtteil und die Konkretisierung inklusionsfördernder Unterstützungsleistungen für Menschen mit geistiger Behinderung bedeutsam sind.

Netzwerkarbeit trägt als externe Ressource zur Befriedigung individueller Bedürfnisse bei, fördert die so-

ziale Integration und das Ansehen behinderter Menschen in Nachbarschaft und Gemeinde und weckt die Bereitschaft für Bürgerschaftliches Engagement – eine notwendige Voraussetzung für Community Care. Aus anthropologischer Sicht ist Bürgerschaftliches Engagement Ausdruck des allen Menschen eigenen Bedürfnisses nach Bedeutung für andere. Aus dieser Motivation heraus engagieren sich auch Menschen mit geistiger Behinderung für das Gemeinwohl, indem sie z. B. in einer Wohnanlage älteren Mietern beim Entsorgen von Altpapier behilflich sind oder bei öffentlichen Veranstaltungen in der Gemeinde die Verantwortung für bestimmte Aufgaben übernehmen – ein wichtiger Schritt zu einem veränderten gesellschaftlichen Bild: Sie sind nicht nur auf Unterstützung angewiesen, sondern können sich selbst aktiv in Vereine und Stadtteilarbeit einbringen.

Durch Bürgerschaftliches Engagement können Hindernisse zur Teilhabe am allgemeinen Leben, die z. B. in mangelnder sozialer Akzeptanz liegen, abgebaut oder gemildert werden. Anzumerken ist, dass inzwischen auch die Sozialpolitik die Bedeutung informeller sozialer Netze erkannt hat und zu nutzen weiß. So ist z. B. im Berliner Behindertenbericht von 2006 im Kapitel „Selbst- und Nachbarschaftshilfe“ zu lesen: „Diese gesellschaftlich nützliche, freiwillig und ausschließlich oder überwiegend unentgeltlich geleistete Arbeit führt zu nicht unerheblichen Einsparungen bzw. zur Vermeidung zusätzlicher Kosten im Sozial- und Gesundheitssystem.“

Im gegenwärtigen System der Hilfen im Bereich des Wohnens sind Menschen mit geistiger Behinderung nur punktuell ins Gemeinwesen eingebunden. Bewohnerinnen und Bewohner von stationären Einrichtungen werden im sozialen Umfeld nicht als Nachbarn im üblichen

(Foto: Jürgen Christ)



Sinn wahrgenommen. Aber auch ambulant unterstütztes Wohnen in einer eigenen Wohnung oder einer Wohngemeinschaft in ortsüblichen Mietshäusern oder Einfamilienhäusern ist nicht per se inklusionsfördernd. Eine Umfrage in Berliner Wohngemeinschaften hat z.B. ergeben, dass mehr als ein Drittel (36 %) der befragten 176 Frauen und Männer nie Kontakt zu den Nachbarn hat. Jeweils 27 % erklären, selten bzw. manchmal Kontakt zu Nachbarn zu haben. Nur bei 16 Bewohnerinnen und Bewohnern sind nachbarschaftliche Kontakte häufig. Vereinzelt kommt es zu Konflikten, meist wegen gegen-

Nachbarschaften ergeben sich nicht einfach, weil Menschen nebeneinander wohnen.

seitiger Lärmbelästigung. Manche Bewohner sehen sich Hänseleien und Beschimpfungen von Kindern und Jugendlichen des Wohnhauses ausgesetzt.

Das Fehlen intensiverer nachbarschaftlicher Kontakte kennzeichnet nicht nur den Alltag vieler behinderter Menschen, es ist zumindest im städtischen Raum nicht ungewöhnlich. Nachbarschaften ergeben sich nicht einfach, weil Menschen nebeneinander wohnen. Wenn sie sich mögen, wenn sie etwas miteinander anfangen können und wollen, dann entwickelt sich auch eine aktive Nachbarschaft – in anderen Fällen eben nicht.

Dennoch können Menschen mit geistiger Behinderung, die mit ambulanter Unterstützung in einer eigenen Wohnung leben, mangelnde soziale Beziehungen im Umfeld weniger kompensieren als Menschen ohne Behinderung. Um Vereinsamungstendenzen zu begegnen, werden unterschiedliche Konzepte entwickelt, z.B. regionale Treffpunkte oder Hausgemeinschaften, die Begegnungen von Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen und Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft sichern, ohne Ausschluss von Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf.

Neben der individuellen Unterstützung durch persönliche Netzwerke und bürgerschaftliches Engagement sind weitere Ressourcen im Umfeld zu erschließen, die Menschen mit geistiger Behinderung Teilhabe ermöglichen, z.B. Freizeit- und Bildungsangebote, Vereine, Initiativen, öffentliche Institutionen und allgemeine Dienstleistungen. Hier nehmen sie soziale Rollen ein, die die Gemeinsamkeit von Menschen mit und ohne Behinderung dokumentieren, z.B. als Kunde im Supermarkt oder als Mitglied im Sportverein. Im unmittelbaren Kontakt werden die Beteiligten für die Belange behinderter Menschen sensibilisiert und entwickeln Bereitschaft, sie zu integrieren.

Strukturelle Voraussetzungen für Inklusion sind auf mehreren Ebenen angesiedelt: angefangen bei Hilfeplanverfahren, in denen Strategien zur Inklusion als spe-

zifischer Unterstützungsbedarf anerkannt werden, über Angebotsstrukturen, die Inklusion unterstützen, bis hin zu Regional- und Stadtplanungen, die die Belange behinderter Menschen selbstverständlich integrieren. Vorbild für Inklusion unterstützende Hilfeplanverfahren im Bereich des Wohnens ist das im angloamerikanischen Raum praktizierte Konzept „Supported Living“, das die Wünsche des Betroffenen in den Mittelpunkt stellt und daraus unter Einbeziehung des persönlichen Netzwerks den notwendigen Unterstützungsbedarf ableitet. Das Konzept unterstützt das selbstbestimmte Wohnen inmitten der Gemeinde, unabhängig von Art und Ausmaß des Unterstützungsbedarfs. Damit unterscheidet es sich deutlich vom Angebot des so genannten ambulant betreuten Wohnens im System der Behindertenhilfe in Deutschland. Wegen enger finanzieller Rahmenbedingungen kann diese

Wohnform gegenwärtig nur von Menschen genutzt werden, die relativ selbstständig ihren Alltag gestalten können und nur stundenweise Unterstützung benötigen. Es ist zu hoffen, dass das Trägerübergreifende Persönliche Budget auch geistig behinderten Menschen mit höherem Hilfebedarf Chancen zum ambulant unterstützten Wohnen eröffnet.

Das Zukunftsprojekt Inklusion kann nur gelingen, wenn alle Akteure zusammenarbeiten. Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen und Freunde, Selbstvertretungsorganisationen, Vereine und Initiativen, die Leistungserbringer und Leistungsträger sowie Verantwortungsträger in der Kommune, in Politik, Wohnungswirtschaft und Stadtentwicklung. Perspektivisch sind Wohnformen anzustreben, die ein Höchstmaß an Individualität und soziale Inklusion ermöglichen. Menschen mit Behinderung sollen – unabhängig von Art und Umfang

Das Zukunftsprojekt Inklusion kann nur gelingen, wenn alle Akteure zusammenarbeiten.

des Unterstützungsbedarfs – die Chance haben zu wohnen, wo sie wollen, mit wem sie wollen, so lange sie wollen und mit genau der Unterstützung, die sie wollen und benötigen. Lebensbedingungen, die diesen Anforderungen Rechnung tragen, sind in Verbindung mit einem tragfähigen sozialen Netzwerk und einem Umfeld, in dem sich Menschen mit Behinderung als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger willkommen fühlen, ein wichtiger Baustein für eine den individuellen Bedürfnissen entsprechende Lebensqualität.

Kontakt: seifert@KHSB-Berlin.de

**Prof. Dr. Maria Seifert ist an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin tätig.*

L'Arche – Wohnen mit und ohne Behinderung in Gemeinschaft

Andreas Ronkartz*

In 136 L'Arche-Gemeinschaften wohnen nicht nur Menschen mit meist geistigen Behinderungen, sondern auch Nichtbehinderte in 36 Ländern weltweit zusammen. Das Herzstück dieser Hausgemeinschaften bilden die Menschen mit Behinderung und ihre Bedürfnisse. Deshalb werden sie in Großbritannien „Core Member“ (Kernmitglieder) genannt. Gemeinsam mit ihnen leben Assistenten aus aller Welt für ein Jahr oder längere Zeit alltägliches Leben und Spiritualität.

L'Arche wird 1964 in Trosly-Breuil in Frankreich von dem Laien Jean Vanier gegründet. Gemeinsam mit Pater Thomas Philippe holt er zwei Männer mit geistiger Behinderung aus einer Behinderteninstitution und lebt gemeinsam mit ihnen in einem Haus. Von Anfang an ist das Leben auf eine spirituelle Dimension ausgerichtet. Geprägt von der anthropologischen Ausrichtung des Zweiten Vatikanischen Konzils spielen Texte des Evangeliums wie die Seligpreisungen und die Erzählung der Fußwaschung bis heute in L'Arche eine prägende Rolle.

Die neue, freiere Wohnform ist für beide Männer mit Behinderung zu Beginn problematisch, weil ihnen das Bewusstsein fehlt, dass jemand ihnen zutraut, eigene Erfahrungen zu machen und eigene Entscheidungen zu treffen. L'Arche gründet zutiefst in zwischenmenschlichen

L'Arche gründet zutiefst in zwischenmenschlichen Beziehungen: gegenseitige Sorge und Fürsorge, lieben und geliebt werden.

Beziehungen: gegenseitige Sorge und Fürsorge, lieben und geliebt werden. Mit der Zeit erkennen beide Männer, dass sie um ihrer selbst willen geliebt werden.

Kurze Zeit später wird Vanier gebeten, die Leitung einer nahen Behinderteneinrichtung zu übernehmen. Neue Herausforderungen kommen hinzu. Der Funke von L'Arche springt über, schon bald wächst das Projekt auf allen fünf Kontinenten. In den Gemeinschaften werden die

(Foto: Staszek Urbaniak)



Glaubenserfahrungen jedes Einzelnen respektiert. L'Arche ist ökumenisch geprägt, oder sogar interreligiös. Der zentrale Gedanke: „Das Recht (jedes Menschen) auf Leben, auf Betreuung, auf ein Zuhause, auf Erziehung, auf Arbeit, aber auch das Recht auf Freundschaft, menschliche Nähe und geistiges Leben, denn es gehört zum tiefsten Wesen des Menschen, zu lieben und geliebt zu werden.“ (L'Arche Charta)

Meine ersten Erfahrungen mit L'Arche sind theoretisch: Die Schriften des geistlichen Autors Henri J.M. Nouwen, der die letzten zehn Jahre seines Lebens in einer L'Arche-Gemeinschaft in Kanada als Seelsorger gelebt hat, machen mich neugierig auf diese Lebensform. Nach dem Studium ergibt sich die Möglichkeit, für ein Jahr in L'Arche Edinburgh in Schottland zu leben. Die Gemeinschaft besteht aus zwei Häusern, in denen jeweils vier Core Members und fünf Assistenten leben. Hinzu kommt eine Wohnung für Gäste. Einige Familien, Freunde und ehemalige Assistenten gehören ebenfalls zur Gemeinschaft.

Gastfreundschaft spielt eine wichtige Rolle in The Skein: Nicht selten sitzen mehr als 15 Menschen zum Essen am Tisch.

Von Anfang an fühlte ich mich in „The Skein“ (keltisch für die V-förmige Flugform von Wildgänsen – in der keltischen Spiritualität ist der Skein ein Zeichen für den Heiligen Geist) zuhause. Der Lebensmittelpunkt des Hauses ist einerseits das Wohnzimmer mit seiner Möglichkeit zum gemeinsamen Beisammensein oder Puzzeln und andererseits der große ovale Esstisch gegenüber dem Durchgang zur Küche. Hier wird nicht nur gemeinsam gegessen; an diesem Tisch werden Freizeit und Alltag geplant und gestaltet; hier wird geistliches Leben gelebt durch Gebet und einfache Gesänge; hier trifft man sich, um Geschichten zu erzählen: „Geschichten verbinden unser kleines Leben mit der Welt um uns und helfen uns zu entdecken, wer wir sind. Die Bibel ist ein Geschichtenbuch, wie auch die Evangelien vier Geschichten sind: von der Geburt, dem Tod und der Auferstehung Jesu, der selbst einer der größten Geschichtenerzähler war.“ (Henri Nouwen, Das letzte Tagebuch)

L'Arche lebt eine Theologie des Geschichtenerzählens und des Tisches. Der Tisch ist dabei der Ort für Versöhnung und Fest – wesentliche Elemente gemeinsamen Lebens. Gastfreundschaft spielt eine wichtige Rolle in The Skein: Nicht selten sitzen mehr als 15 Menschen zum Essen am Tisch.

Die Erfahrung, die mich in meinem ersten Jahr in L'Arche am meisten beeindruckt und geprägt hat, war die Begleitung von Bertie, einem 66-jährigen Mann mit Down-Syndrom. Aufgrund seiner Alzheimer-Erkrankung entwickelte er im letzten Jahr seines Lebens Epilepsie mit mas-

siven Krampfanfällen und benötigte zunehmend pflegerische Hilfe. Alle Assistenten in L'Arche werden für verschiedene Tätigkeiten regelmäßig geschult. Bertie war derjenige, der das Zuhausegefühl in The Skein in mir vertieft hat. Nachdem ich das erste Mal für das ganze Haus gekocht hatte, saß ich im Schneidersitz vor Bertie, der nicht zum Essen hatte kommen wollen, mit einer Schüssel Pudding in der Hand. Genüsslich löffelte er und dann schaute er mich mit einem strahlenden Lächeln an, strich mir mit der Hand durch meine Haare und sagte: „Yummie – Lecker!“

Am Tag bevor er starb, einem Sonntag im Oktober, war das Haus voll mit Leben: Menschen aus Berties Familie, Freunde und Bekannte, die sich alle von ihm verabschieden wollten. Zu keiner Zeit war er allein, immer saß jemand bei ihm, betete oder erzählte etwas. Es war eine sehr friedvolle Atmosphäre.

Am frühen Montagmorgen wurden wir alle geweckt. Noch einmal versammelten sich alle um Berties Bett. Jeder hatte die Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Irgendjemand sagte: „Sollen wir nicht sein Lied singen?“ Während wir noch „Halle-, Halle-, Halleluja“ sangen, starb Bertie. Am selben Abend saßen 15 Menschen um den ovalen Tisch im Esszimmer und erzählten Geschichten über diesen kleinen großen Mann. Die Geschichten sind zu meinen Erinnerungen geworden, als hätte ich sie selbst mit Bertie erlebt.

Beschenkt mit diesen Erfahrungen kam ich nach Deutschland zurück und fand eine Stelle in der Behindertenhilfe. Dann bot sich mir die Möglichkeit, meine in L'Arche gemachten Erfahrungen in ein pastorales Arbeitsfeld einzubringen: Die Heimstatt Adolph Kolping e.V. in Solingen bietet Menschen mit geistigen und psychischen Behinderungen ein Zuhause in verschiedenen Wohnformen, die von ambulant betreutem Wohnen bis zum vollstationären Pflegeheim reichen. Zu Beginn ging ich in die verschiedenen Häuser zum gemeinsamen Kochen. Am Tisch hatten wir dann die Möglichkeit, Geschichten über Gott und die Welt zu erzählen. Ich initiierte seelsorgerische Angebote, wie gemeinsame Gebetszeiten, Gottesdienste und seelsorgerische Einzelbegleitung.

Die Verbindung zu L'Arche Edinburgh blieb bestehen. Regelmäßig kehrte ich in die Gemeinschaft zurück. Wann immer ich durch die Tür von The Skein komme, fühle ich mich zuhause. „Andreas, schön, dich zu sehen! Kannst du morgen für uns kochen? – Gehst du mit George in die Kneipe?“

Im letzten Jahr reifte dann in mir der Wunsch und die Entscheidung, in die L'Arche-Gemeinschaft in Edinburgh zurückzukehren. Im Dezember zog ich wieder in The Skein ein. Nach viereinhalb Jahren in der eigenen Wohnung war das erneute Zusammenleben mit neun anderen Menschen erstaunlich einfach. Es ist einfach schön, wenn jemand da ist, mit dem man Leben teilen kann: gemeinsam lachen, gemeinsam beten und singen, gemeinsam essen.

Seit einigen Monaten hat L'Arche Edinburgh ein neues Projekt: Schon seit längerem wollte die Gemeinschaft expandieren – ein weiteres Haus oder vielleicht etwas Neues wagen. George, der 25 Jahre in einer großen Behinderteninstitution fast ohne jede Privatsphäre gewohnt hatte, wurde 1992 in The Skein als Core Member willkommen geheißen. Er ist sehr aktiv, hat einen großen Freundeskreis und liebt seine CD-Sammlung und sein Fahrrad über alles. Seit ein paar Jahren hegte er den Wunsch, in eine eigene Wohnung zu ziehen. Alles nicht ganz einfach, denn George ist stark sehbehindert und benötigt 24-stündige Betreuung. Es erwies sich als schwierig, die geeignete Wohnung zu finden. Doch Georges Beharrlichkeit hatte Anfang dieses Jahres endlich Erfolg: eine Wohnung im Erdgeschoss mit drei Schlafzimmern, Wohnzimmer, Küche, Diele, Bad und einer kleinen Terrasse mit Platz für Georges Fahrrad, ganz in der Nähe von The Skein. Eine neue Erfahrung für L'Arche Edinburgh: eine einzelne Person in einer Wohnung zu betreuen.

Ich wurde gebeten, eigenverantwortlich die Wohnung gemeinsam mit George einzurichten. L'Arche hat die Gabe, Menschen – Core Membern wie Assistenten – etwas zuzutrauen. Von Anfang an war George in die Entscheidungsprozesse voll einbezogen: Welche Farbe hat der Teppich? Nehmen wir die grünen oder die roten Schüsseln für die Küche? Mit Staszek, einem weiteren Assistenten, und Freunden wurde gekauft, gebaut und Handwerkern über die Schulter geschaut.

Im August zogen George, Staszek und ich in die Wohnung. Mit einer dritten Assistentin, die außerhalb wohnt, teilen sich Staszek und ich die Betreuungszeit für George – ambulant betreutes Wohnen einmal anders. Noch hat die Wohnung keinen eigenen Namen. Trotzdem ist sie ein echtes L'Arche-Haus: gemeinsames Planen von

Aktivitäten; Geschichten und Spiritualität; gemeinsam am Tisch sitzen. Wir leben gemeinsam. Auch wenn meine Betreuungszeit für George zu Ende ist, bin ich Teil des Alltagsgeschehens. Ich bin hier zuhause.

Durch meine Arbeit in der Behindertenhilfe habe ich die verschiedenen Wohnformen für Menschen mit Behinderung kennen gelernt. Häufig kann man den Bedürfnissen eines Einzelnen nicht gerecht werden: zu wenig Zeit, zu wenig Betreuung, zu wenig Geld.

L'Arche möchte ein Hoffnungszeichen sein, eine Möglichkeit, das zu verwirklichen, was wichtig ist im Leben eines jeden Menschen.

Leben in Gemeinschaft ist nicht für jeden etwas. Aber für viele bedeutet sie ganz neue Erfahrungen und Perspektiven. L'Arche möchte ein Hoffnungszeichen sein, eine Möglichkeit, das zu verwirklichen, was wichtig ist im Leben eines jeden Menschen, egal ob mit oder ohne Behinderung: sein Leben zu lieben.

Ich hoffe, ich habe Ihr Interesse geweckt. Vielleicht möchten Sie mehr erfahren über L'Arche Edinburgh und die Lebensweise, die wir pflegen. Vielleicht könnten Sie sich vorstellen, Assistent zu werden. Anfragen sind herzlich willkommen; setzen Sie sich mit Fiona Horsburgh, unserer Assistenten Koordinatorin, in Verbindung.

Kontakt: edinburgh@larche.org.uk

**Andreas Ronkartz ist Diplomtheologe und Seelsorgerischer Begleiter in der Behindertenseelsorge. Er lebt in L'Arche Edinburgh, Schottland.*

(Foto: Staszek Urbaniak)



Vom Anstaltswesen zur Community Care

Wohnformen im Wandel

Georg Theunissen*

Historisch gilt das 19. Jahrhundert als die Zeit der Heim- und Anstaltsgründungen für Menschen mit Behinderungen. Zentrale Beweggründe waren christliche (Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Erziehung zum Seelenheil), sozial-humanitäre (Linderung von Not oder gesellschaftlichen Missständen) sowie volkswirtschaftliche (Erziehung zur gesellschaftlichen Brauchbarkeit). Im Rahmen dieser Entwicklung zeigte sich alsbald, dass es behinderte Menschen gab, die die pädagogischen Anforderungen nicht oder kaum erfüllen konnten. Diese Erfahrung führte zur Differenzierung des Heim- und Anstaltswesens in eine Abteilung für bildbare, erziehungsfähige und heilbare Personen (Förderbereich) auf der einen Seite und in eine Abteilung für bildungs- und erziehungsunfähige Menschen (Pflegebereich) auf der anderen. Wissenschaftlich legitimiert wurde dieses Zweiklassen-System durch die Psychiatrie, deren Denkfigur der Ideologie der Nazis und ihren Euthanasie-Aktionen zugearbeitet hatte. Trotzdem wurde in der Nachkriegszeit in beiden Teilen Deutschlands sowohl am psychiatrischen (medizinischen) Modell als auch an der (totalen) Institutionalisierung festgehalten.

Vor etwa 35 Jahren waren es dann zunächst in Westdeutschland vor allem Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen, die sich in selbstorganisierten Bewegungen und Gruppenzusammenschlüssen gegen die damalige nicht selten von Eigeninteressen geleitete Politik und Praxis wandten und die Ablösung des Modells „Krankenhaus“ durch ein Autonomie-Modell (selbstbestimmt leben) einforderten. Dessen Aktualität ist bis heu-

Im Kern geht es bei dem Autonomie-Modell um einen Wechsel der Zuständigkeit und um eine Umverteilung von Macht.

te ungebrochen. Im Kern geht es bei dem Autonomie-Modell um einen Wechsel der Zuständigkeit und um eine Umverteilung von Macht, indem behinderte Menschen als „Experten in eigener Sache“ selbst darüber entscheiden möchten, was für sie gut und hilfreich ist und was nicht (Empowerment). Die Tendenz: keine Unterbringung in Wohnheimen, Anstalten, Pflege- oder Behinderteneinrichtungen, sondern ein Leben in der eigenen Wohnung, bei der ein Betroffener als Besitzer oder Mieter

der Wohnung selbst bestimmt, wie und wann er sie nutzt, wem er Zugang gewährt und wer gegebenenfalls Assistenz oder Unterstützung für ein selbstbestimmtes Wohnen und Leben in der Gesellschaft anbieten soll.

In Orientierung an diesen Vorstellungen sind im Verlaufe der letzten Jahrzehnte einige der führenden westlichen Industrienationen (v.a. skandinavische Länder, Nordamerika) dazu übergegangen, Heime oder Anstalten für Menschen mit Behinderungen zugunsten eines flexiblen, bedarfsgerechten, gemeindeintegrierten häuslichen Wohnangebots, zum Beispiel eines Einzel-, Paar- oder unterstützten Wohnens (Wohnungen mit ein bis drei Personen), kleiner (mit zwei bis drei Plätzen) oder großer Wohngruppen (mit vier bis sechs Plätzen), abzuschaffen. Untersuchungen zufolge werden von körper- und sinnesbehinderten Personen vor allem das Einzel- oder Paarwohnen und von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen alle (drei) Formen eines häuslichen Wohnens sehr geschätzt und einem Leben in einer Institution vorgezogen.

Dieser an der Betroffenen-Perspektive orientierte Prozess ist in den nordeuropäischen Ländern und in den USA am weitesten fortgeschritten. So gibt es zum Beispiel in Schweden keine Behindertenheime mehr, und in den USA wohnen derzeit nur noch etwa 15% aller Menschen mit intellektuellen Behinderungen in Institutionen, die mehr als 16 Plätze aufweisen. Demgegenüber dominiert hierzulande nach wie vor die Institutionalisierung. Nur etwa 20% aller Menschen mit Behinderungen leben in häuslichen Wohnungen.

Offensichtlich klaffen bei uns Anspruch und Wirklichkeit auseinander, wenn einerseits im Gefolge anderer hoch entwickelter Länder, die auf die Stimme Betroffener (Empowerment) reagiert haben, das Recht behinderter Menschen auf Selbstbestimmung, gesellschaftliche Zugehörigkeit (Inklusion) und Teilhabe (Partizipation) mit dem Antidiskriminierungsgesetz und Sozialgesetzbuch IX kodifiziert wurde und andererseits das institutionsbezogene Denken und Handeln in der Behindertenhilfe und zuständigen Verwaltungspolitik längst noch nicht ad acta gelegt worden ist.

Diesen Widerspruch scheinen in jüngster Zeit politische Entscheidungs- sowie Kostenträger erkannt zu haben, indem sie nunmehr mit Nachdruck ein ambulantes (betreutes) Wohnen einfordern. Dem Anschein nach ist

es ihnen hierbei aber weniger um die Optionen (Wohnbedürfnisse) behinderter Menschen als vielmehr um ein Eigeninteresse zu tun, durch ein Umsteuern Sozialausgaben einzusparen. Dieses Ziel darf freilich nicht zu Billiglösungen einer Ambulantisierung, einem Verzicht auf notwendige Unterstützungsleistungen sowie zu einer Selektion behinderter Menschen führen, was die Fortschreibung des Zwei-Klassen-Systems zur Folge hätte: unterstütztes Wohnen nur für Personen, die für sich selber sprechen können und/oder als relativ selbstständig eingeschätzt werden, und eine Unterbringung (Konzentration) aller anderen Menschen mit Behinderungen in Pflegeheimen oder Komplexeinrichtungen.

Welche Folgen Billiglösungen haben können, zeigen einige Maßnahmen unter den Stichwörtern der Normalisierung oder Deinstitutionalisierung aus Großbritannien, Norwegen und den USA auf, wo es mancherorts nach der Übersiedlung intellektuell behinderter Menschen in kleine, gemeindeintegrierte Wohnformen zu einer erheblichen Verschlechterung der Lebensbedingungen gekommen war. Dem Anschein nach hatten Reformer die Selbstbestimmungs- und Selbsthilfefähigkeiten der betroffenen Personen überschätzt und die herausragende Bedeutung sozialer Netzwerke als Unterstützungsangebot unterschätzt. Zudem war es aufgrund des Fehlens notwendiger Finanzmittel zu eklatanten Betreuungs- und Ausstattungsmängeln gekommen, und einige private Organisationen hatten wohl die Gelegenheit genutzt, sich auf Kosten der behinderten Menschen zu bereichern.

Diese kritischen Befunde, die nicht mit den gemeindeintegrierten, häuslichen Wohnformen an sich etwas zu tun haben, sondern mit den Bedingungen, unter denen sie realisiert wurden, gaben Anlass, die Reformen zu überprüfen und nachhaltig zu verbessern. Dies führte zu der Erkenntnis, nicht nur in Wohnraum zu investieren, Wohnformen miteinander zu vernetzen (regionale Verbundsysteme) und mit komplementären Diensten (z.B. Krisenintervention, ambulante Beratung, Assistenzzentrale) anzureichern, Menschen mit intellektuellen Behinderungen auf ein Leben in der Gemeinde besser vorzubereiten (z. B. durch Problemlösetraining, soziales und lebenspraktisches Kompetenztraining) und selbstorganisierte Gruppenzusammenschlüsse (People First) zu unterstützen, sondern zugleich auch breite soziale Netzwerkstrukturen und Kontakte im Gemeinwesen aufzubauen.

An dieser Stelle hat der aus Großbritannien stammende Ansatz Community Care seine Bedeutung, dem sich hierzulande vor allem die Evangelische Stiftung

Alsterdorf in Hamburg verschrieben hat. Community Care richtet sich an alle Menschen eines Gemeinwesens, also nicht nur an behinderte Personen, sondern ebenso an Angehörige wie auch an ältere nichtbehinderte Bürger, psychisch Kranke, Alleinerziehende, Immigranten,

Community Care richtet sich an alle Menschen eines Gemeinwesens, also nicht nur an behinderte Personen, sondern ebenso an Angehörige wie auch an ältere nichtbehinderte Bürger, psychisch Kranke, Alleinerziehende, Immigranten, Flüchtlinge, hilfebedürftige, arme oder sozial benachteiligte Gruppen.

Flüchtlinge, hilfebedürftige, arme oder sozial benachteiligte Gruppen, denen das Recht auf volle gesellschaftliche, uneingeschränkte Zugehörigkeit (Inklusion) zugesprochen wird. Um ein gemeinsames (multikulturelles) Leben in Nachbarschaften, einen Verbleib und individuelles Wohlbefinden in der vertrauten Lebenswelt zu ermöglichen und sicherzustellen, soll jeder Person, die als hilfebedürftig eingeschätzt wird, entsprechende Unterstützung im Gemeinwesen offeriert werden. Solche Hilfen sollen aber keineswegs nur durch spezielle professionelle Dienstleister (z.B. durch Träger der Behindertenhilfe), sondern vor allem auch durch Nutzung allgemeiner Sozial- oder Bildungssysteme sowie durch informelle soziale Unterstützer (Volunteers, Nachbarschaftshilfe, Freiwilligenagenturen, kirchliche Gemeindeglieder) erfolgen. Vor diesem Hintergrund meint „care“ im Wesentlichen ein „assistierendes Kümmern“, bei dem die zu unterstützende Person als kompetenter (zuständiger) Bürger mit allen Rechten und Pflichten ihr Leben und die Gestaltung der Hilfen so weit wie möglich selbst bestimmen soll.

Nicht weit entfernt vom Ansatz Community Care sind aktuelle Projekte von Hausgemeinschaften (z. B. des Caritasverbandes für die Erzdiözese Bamberg) oder eines „Wohnens in einer Mehrgenerationenhausanlage“, die vor allem im Bereich der Altenarbeit entstanden sind und ebenso für die Behindertenhilfe, die hier den Dialog mit der Altenhilfe nicht scheuen sollte, eine richtungweisende Perspektive darstellen. Vor allem Mehrgenerationenhausanlagen bieten als Alternative zum Heim oder Alleinwohnen einen quartiersbezogenen, barrierefreien und niedrigschwelligen Sozialraum für ein generationsübergreifendes, nachbarschaftliches Zusammenleben von jungen Familien, Alleinerziehenden mit Kindern, alten Menschen und Bürgern mit Behinderungen. Das Wohnen in einer Mehrgenerationenhausanlage offeriert zudem ein breites Spektrum an Serviceangeboten, von der informellen Unterstützung in der eigenen Wohnung über mobile (ambulante) Pflegeassistenz bis hin zu einer regelmäßi-

gen oder gar 24-Stunden-Hilfe. Ferner zählen Kindereinrichtungen, Hausaufgabenhilfe, Mütterzentrum, Altagsstätte, Kontakt- und Clubräume, Mittagstisch, Seniorenbetreuung, Hospiz sowie kulturelle Veranstaltungen zur Angebotspalette. Insgesamt schimmert im Rahmen dieses Modells ein modernes Verständnis von Behinderung und Alter durch.

Vor dem Hintergrund der anskizzierten Wege eines zeitgemäßen Wohnens für Menschen mit Behinderungen kommt einer bürgerzentrierten Netzwerkarbeit eine prominente Rolle zu. Ein Schwerpunkt sollte sich auf Aufbau, Gestaltung, Beratung und Begleitung sozialer Netzwerke im gesellschaftlichen Bezugsfeld beziehen. Dieser muss selbstverständlich mit den betroffenen behinderten Menschen erschlossen und abgestimmt werden (z.B. über Netzwerkanalysen, persönliche Hilfe-, Lebensstil- oder Zukunftsplanungen). Die Palette an Möglichkeiten eines Aufbaus und einer Förderung sozialer Netze mit informellen Unterstützungsfunktionen ist breit (z.B. über Nachbarschaften, Kirchengemeinden, Stadtteilstiftungen, Bürgervereine, Freiwilligenagenturen, Freizeitassistenten, Eltern- oder Angehörigengruppen, Bekanntschaften oder Freundschaften, institutionelle Netzwerke, Corporate Citizenship).

Vor dem Hintergrund der anskizzierten Wege eines zeitgemäßen Wohnens für Menschen mit Behinderungen kommt einer bürgerzentrierten Netzwerkarbeit eine prominente Rolle zu.

Allerdings ist es nicht einfach, solche Netzwerke aufzubauen. So wurde vor dem Hintergrund der Gepflogenheit, die Unterstützung und Belange behinderter Menschen an eigens dafür geschaffene Organisationen der Behindertenhilfe zu überantworten, die nichtbehinderte Bevölkerung all die Jahre kaum dazu veranlasst, sich um behinderte Personen zu kümmern. Dadurch haben heute viele das Sozialinteresse und Helfen „verlernt“. Zudem wurden durch die traditionelle Fürsorge- und Ausgrenzungspraxis (Versorgung behinderter Menschen in speziellen Institutionen) der Aufbau und die Pflege notwendiger Kontakte zu den Betroffenen gänzlich verhindert. Im Gegenteil: Es war die Vorstellung entstanden, Menschen mit Behinderungen kämen in Massen vor, seien mitunter gefährlich, ansteckend, sonderbar oder andersartig, was nicht selten Vorurteile, Vorbehalte und zusätzliche Ängste beförderte. In Anbetracht dessen sind nicht nur in formaler Hinsicht inklusive Lebensräume und Gemeinschaften das Gebot der Stunde (vom gemeinsamen Lernen im vorschulischen und schulischen Bereich, über Formen einer unterstützten Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt bis hin zum häuslichen Wohnen und Leben in der Gemeinde), sondern ebenso wichtig ist es, die nichtbehinderte Bevölkerung durch vertrauensbildenden

Maßnahmen für ein Zusammenleben mit behinderten Menschen und informelles Unterstützen zu sensibilisieren sowie im Rahmen sozialer Netzwerkarbeit unterstützende Angebote für engagierte Bürger zu offerieren.

Hierzu hat die Politik durch die Schaffung günstiger Rahmenbedingungen ihren Beitrag zu leisten; und sie sollte sicherstellen, dass ehrenamtliche Tätigkeiten in gewisser Weise honoriert werden.

Andererseits muss die Behindertenhilfe ihre Einstellungen und ihr Verhältnis zu einem bürgerschaftlichen Engagement neu justieren. Um die Zusammenarbeit mit engagierten Bürgern fruchtbar werden zu lassen, genügt nicht nur eine Aufgeschlossenheit, sondern es bedarf auch einer gezielten Schulung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Behindertenhilfe.

Tatsache ist, dass unsere Gesellschaft vor einer Reihe bedeutsamer sozialer Herausforderungen steht, die nicht allein vom Staat gelöst werden können. Es können die zukünftigen sozialen Aufgaben aber auch nicht von dem gegenwärtigen System der Behindertenhilfe geleistet werden. Ebenso unzureichend wäre es, nur auf bürgerschaftliches Engagement oder nur auf den freien Markt zu setzen. Vielmehr ist es für die Zukunftsfähigkeit einer modernen

Gesellschaft unabdingbar, ein Reformpaket in den Blick zu nehmen, in dem Staat, Wirtschaft, Wohlfahrtsverbände oder Organisationen und Bürger gemeinsam neue soziale Partnerschaften und Kooperationsformen eingehen. Dafür steht letztlich der Begriff der Bürgergesellschaft, die freilich nur dann funktionieren kann, wenn sich die beteiligten Instanzen wie Staat (v. a. Land, Kommune, Kreis), Wirtschaft und Dienstleistungserbringer sowie der dritte Sektor (selbstorganisierte Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen etc.) auf Leitprinzipien und Grundsätze einer demokratischen und humanen Gesellschaft für Menschen mit und ohne Behinderungen einlassen. Das benötigt eine Politikberatung durch Betroffene (z.B. Behindertenbeiräte), Verbündete, Fürsprecher sowie Fachwissenschaftler. Ferner bedeutet dies nicht weniger Staat, sondern es erfordert den „ermöglichenden“ Staat, so dass sich eine inklusive Gemeinde und Kultur gut entfalten kann.

Kontakt: georg.theunissen@paedagogik.uni-halle.de

**Prof. Dr. Georg Theunissen ist am Institut für Rehabilitationspädagogik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg tätig.*

Leben und wohnen mit psychischer Erkrankung

Elisabeth Kremer, Köln

Schon als ich noch bei meinen Eltern wohnte, hatte ich Schwierigkeiten mit der Haushaltsführung, denn – was ich damals nicht wusste – ich bin psychisch krank.

Geboren wurde ich 1955. Psychose und Depressionen wurden erstmals 1989 erkannt und behandelt. Zu dieser Zeit lebte ich bereits 15 Jahre in der Wohnung, in der ich noch heute lebe. Meine Wohnung ist 40 Quadratmeter groß. Zwei Zimmer, Kochnische, Dusche. In dieser Wohnung lebte ich 1974 bis 1978 allein, 1978 bis 1986 mit einer Tochter, 1986 bis 1989 mit zwei Töchtern.

1989 kam ich erstmals in die Psychiatrie und verlor das Sorgerecht für meine Töchter. Da ich 1989 bis 1992 die meiste Zeit im Landeskrankenhaus war, hätte ich fast meine Wohnung verloren, da die Miete nicht gezahlt wurde. 1992 stabilisierte sich mein Gesundheitszustand, und die Krankenhausaufenthalte reduzierten sich auf ca. sechs Wochen im Jahr. Seit der Medikamentenumstellung 1998 war ich nicht mehr in der Klinik.

Obwohl ich einige Berufe erlernt habe, arbeitete ich ab 1992 in einer Werkstatt für psychisch Behinderte. Die Tätigkeit in der Buchbinderei machte mir viel Freude. Ich arbeitete dort 14 Jahre. Dort lernte ich 1992 meinen Lebensgefährten kennen, und er zog bei mir ein. Meine Wohnung war für zwei Kranke zu klein. Wir konnten uns nicht aus dem Weg gehen. Meine Depressionen wurden so stark, dass meine Wohnung im Chaos versank, was er zu ordnen versuchte. Im Gegensatz zu mir fühlte er sich so gut aufgehoben, dass er ständig psychotisch war.

1999 zog er in eine WG für psychisch Kranke. Ich besuchte ihn am Wochenende, und er besuchte mich manchmal für zwei Wochen, was er als Urlaub bezeichnete, obwohl er in dieser Zeit Frühjahrsputz in meiner Wohnung machte. Als ich 2006 an Brustkrebs erkrankte, war er bei mir. Er riet mir dazu, betreutes Wohnen zu beantragen, was ich glücklicherweise auch tat. So wurde ich aufgefangen, als er im März 2007 an einem Schlaganfall verstarb. Aber nicht nur meine Betreuer fingen mich auf, sondern auch Seelsorge & Begegnung im Paulushaus. Seelsorge & Begegnung ist ein Ort der Seelsorge für und mit Menschen einer chronischen psychischen Erkrankung in der Stadt Köln und ist in Trägerschaft des Erzbistums Köln. Für mich ist wichtig, dass die seelsorgliche Begleitung und die vielfältigen Angebote kostenlos sind: Ansonsten könnte ich sie mir als Rentnerin mit Grundversicherung nicht leisten!

Ich hatte nie ein Zuhause. Nie! Dann fand ich Seelsorge & Begegnung. Ein Ort der Geborgenheit mit

Menschen, die mich bestärken, umarmen und mit denen ich über Gott reden kann. Ein Ort, an dem ich über meine Begeisterung für Gott und über meine Gotteserfahrung reden kann ohne die Diagnose „religiöser Wahn“. Dort kann ich malen, schreiben, tanzen und laut über Gott und die Welt reden.

Meine Wohnung in den Griff zu bekommen war sehr schwierig. Sie war nicht „besuchstauglich“. Zwei Jahre versuchte ich mit Hilfe meiner Betreuer dieses Problem zu lösen, aber erst heute sehe ich „Licht am Ende des Tunnels“. Bewirkt hat das Monika, meine Putzfrau. Da ich aufgrund der Brustamputation ein Lymphödem bekam und deshalb meinen rechten Arm nicht belasten kann, bekam ich eine Putzfrau für eine Stunde pro Woche genehmigt. In weniger als zwei Monaten schaffte sie, was ich mein Leben lang nicht geschafft habe. Langsam wird meine Wohnung „besuchstauglich“. Meine Betreuer und ich sind begeistert. Vielleicht gewinne ich im Lotto und kann meine Wohnung so einrichten, dass ich mich darin zu Hause fühle.

(Foto: Jürgen Christ)



Wenn der Weg zur Kirche zum Hindernis wird

Margrita Appelhans*

Was für ein Schreck: Tränen zur Begrüßung. Eine sonst fröhliche, aktive und hellwache ältere Dame begrüßt mich bei einem unserer Regionaltreffen in der Osterzeit – weinend, tief traurig und enttäuscht. Sie ist ein treues Mitglied ihrer Gemeinde, hat den Bau ihrer Pfarrkirche miterlebt und war engagiert in manchen Bereichen des Gemeindelebens. Jetzt ist sie stark sehbehindert, die Kräfte lassen nach, und sie nimmt gerne die Angebote der Blindenseelsorge wahr. Sie hat das Hörmagazin „Kirche im Norden“ abonniert und nimmt an den Begegnungsnachmittagen teil, die dreimal im Jahr in Ihrer Region stattfinden.

Was ist passiert, dass sie es sofort erzählen muss? Sie gehört zu einer der Gemeinden, die nicht nur mit anderen zusammengelegt werden, sondern deren Kirche profanisiert wird. „Stellen Sie sich vor, ich bin dieses Jahr nicht zum Ostergottesdienst gekommen! Öffentlichen Verkehr gibt es sonntags nicht zur anderen Kirche, ein Taxi kann ich mir bei der Strecke nicht leisten. So blieb mir nur der Fernsehgottesdienst.“

Welche Not! Ich frage, ob sie sich im Pfarrbüro nach der Möglichkeit eines Fahrservice erkundigt habe. Schließlich wären sicher noch mehr Personen betroffen und sehr interessiert an einem solchen Dienst. Ich halte sie nämlich für ein Gemeindeglied, das noch selber gut seine Bedürfnisse und Anregungen anmelden kann. „Ja“, sagt sie, „das habe ich. Es gibt auch einen solchen Dienst während der Woche zu den Seniorennachmittagen. Aber am Sonntag arbeitet der Zivi nicht, und an eine andere Lösung sei nicht gedacht, hat man mir gesagt. Unser Pfarrer legt keinen Wert mehr auf uns.“

„Wohnen und Behinderung“ – viel ist zu lesen über die zwingenden Gründe für immer größer zu konzipierende Pfarrverbände, Seelsorgeeinheiten – oder wie sie sonst noch genannt werden. Es gibt sogar Artikel, die diesen Großraumpfarreien viel Positives abgewinnen können: thematische Schwerpunkte, die die einzelnen Gemeinden nun ausbilden könnten; jeder könne sich dann aussuchen, welches spezielle Angebot ihm entspricht. Aber was, wenn ich zu den mobilitätseingeschränkten Gemeindegliedern gehöre, wenn ich mich nicht mal eben ins Auto setzen kann und kein Bus mich an Ort und Stelle bringt? Weiter wird hervorgehoben, die neue Situation begünstige eine wachsende Zahl an kleinen christlichen Gemeinschaften, das Knüpfen eines Netzes, das differenzierte Potenziale fördern und individuelle Bedürfnisse wahrnehmen könne. Aber was hilft

dieses (ideale) Zukunftsbild der alten, sehbehinderten Dame, die aktuell vom Besuch des Ostergottesdienstes ausgeschlossen ist?

Vielleicht hilft ihr noch, dass sie als aktives Gemeindeglied Kontakte in die bisherige Gemeinde hat – auch wenn es schon manchem so ergangen ist, dass es nicht nur für ihn selber, sondern auch für die Umgebung schwer war zu begreifen, dass aus einem Helfer ein Hilfsbedürftiger werden kann. Vielleicht findet sie Bekannte, die sie ab und zu mit ihrem Auto mitnehmen zum Sonntagsgottesdienst. Aber wie sieht es mit mobilitätseingeschränkten Neuzugezogenen aus? Welche Chance bekommen sie, bei der wachsenden Anonymität am Gemeindeleben teilzunehmen – und sei es nur zum Gottesdienstbesuch?

Großraumpfarreien verlangen den haupt- und ehrenamtlichen Verantwortlichen viel ab; organisatorische und pastorale Aspekte müssen abgewogen und Prioritäten gesetzt werden. Aber wenn sich Frau Meier (Name geändert) an ihr Pfarrbüro wendet, sollte sie spüren, dass über ihr Anliegen nachgedacht wird. Und wenn nicht? Dann muss ihr die Seelsorge für Menschen mit Behinderung dabei assistieren, Gehör zu finden!

**Margrita Appelhans ist Seelsorgerin für Menschen mit Behinderung in Hildesheim.*

Eine Frage an ...

die gehörlose Linguistin an der Universität Frankfurt/M., Dr. Daniela Happ:

Wohnen Gehörlose wie andere Menschen mit Behinderung in speziellen Heimen?

Nein, sie können gut alleine wohnen – es gibt ja technische Hilfsmittel wie etwa eine Blitzlichtanlage, die anzeigt, ob es an der Tür klingelt, ein Fax kommt oder das Baby schreit. Um morgens nicht zu verschlafen, habe ich einen Wecker mit Vibrationsalarm. Und eine gute Hilfe ist meine Hündin: Sie reagiert auf Geräusche, und ich habe gelernt, ihre Reaktionen zu deuten – das ist übrigens auch umgekehrt der Fall, dass nämlich das Haustier auf Befehle in Gebärdensprache zu gehorchen lernt.

Ich begleite sie immer noch ...

Brigitte Wieland*

Abschiede

Diesmal gibt es Grillfleisch und Kartoffelsalat. Dazu trinken wir Cola und alkoholfreies Bier. Manche dieser Henkersmahlzeiten bestehen aus Kaffee und Kuchen. (...) Kommt immer auf den Typen an, der uns nach einer Weile wieder verlässt.

Beim ersten Mal dachte ich noch, dass es keine schönen Tage mehr geben wird. Der Gedanke, nie wieder ihr Lachen zu hören, sie nie wieder riechen zu können, nie wieder ihren Arm auf meiner Schulter zu spüren, erschien mir unerträglich. Ihrem Versprechen, uns oft zu besuchen, habe ich anfänglich vertraut. Als sie immer seltener kam, habe ich mein Gesicht und meine Arme zerkratzt. „Ich bin schuld!“, habe ich gedacht. „Ich war nicht gut. Habe sie oft genervt.“ (...)

(Foto: Jürgen Christ)



Der große Schmerz ist weggegangen, aber ein kleines wundes Loch ist in mir geblieben. Ich spüre es, wenn ich an sie denke. Ich hoffe nur, mein Gedächtnis reicht aus, um mich an all die Wegbegleiter zu erinnern, die ein Stück mit mir gegangen sind und mein Inneres zerlöchert haben.

Aus: „Wieder so ein Tag“ – Geschichten für besondere Menschen, Doris Mehring, GwG-Verlag Köln 2003

Ich begleite sie noch, Anna (Name geändert), vielleicht weil ich „keine Löcher hinterlassen“ will. Ich begleite nicht nur sie, auch andere Menschen. Aber oft musste ich loslassen, weil neue Aufgaben auf mich warteten, weil ich mich einer anderen Herausforderung stellen musste, weil es einfach notwendig war oder weil es in unserer Zeit schwer ist, Worte für Beständiges immer neu zu finden und zu fassen, dass auch das, was scheinbar alt und verbraucht ist, mit neuem Leben gefüllt werden kann. Wer hilft uns, nicht nur die Abschiede zu bestehen? Wer hilft, das Beständige zu ehren?

Mit Anna habe ich eine wertvolle Lektion dazu erhalten. Als ich vor einigen Jahren die Aufgabe der „Seelsorge für Familien mit geistig behinderten Kindern“ im Dekanat übernommen habe, war mir bald klar, dass „die Kinder“ der Familien auch als Erwachsene und ältere Menschen als Mitglieder ihrer Familien in unseren Gemeinden und Städten leben. Dass die Sorge der Eltern um ihre inzwischen erwachsenen Kinder nicht aufhört, solange sie leben, auch dann nicht, wenn ein Wohnheim oder eine neue Wohnumgebung ihr Zuhause ist.

In unserem Dekanat gibt es unterschiedliche Träger und Einrichtungen mit einem Wohnangebot für Menschen mit geistiger Behinderung. Ich habe den Versuch unternommen – zunächst wenigstens in einem Ort –, Kontakte zwischen einer Kirchengemeinde und einer Wohneinrichtung zu initiieren. Frauen mittleren Alters und im Ruhestand konnten gewonnen werden, die sich mit der Vorstellung vertraut machten, mit den ihnen zunächst fremden Menschen eine Begegnung zu wagen. Aus den behutsamen Anfängen bei Kaffee und Kuchen entstanden regelmäßige vierwöchentliche Treffen im Wohnheim. Miteinander basteln, backen, erzählen, musizieren und singen sind wechselnde Angebote, zu denen sich jeweils sechs bis acht Bewohner einfinden.

Seit fünf Jahren gibt es in beiden Gruppen, unter den Frauen aus der Gemeinde als auch unter den Bewohnern,

Beständigkeit und neue Gruppenmitglieder. Die kleine Welt des Wohnheims und der Werkstattarbeit weitet sich durch die offenen und herzlichen Begegnungen – und nicht nur für die Menschen mit Behinderung. Beide hören voneinander, von freudigen Ereignissen und von

Wir haben miteinander Spaziergänge gemacht oder saßen bei einer Tasse Kaffee zusammen. Ich durfte von ihrer großen Liebe zu einem neuen Mitbewohner erfahren und all den Problemen, die sich damit auftaten.

Problemen, erleben wie damit umgegangen wird, wie sich Lösungen anbahnen; vieles lässt sich teilen.

Anna gehört schon lange zu dieser Runde. Sie wurde Mitbewohnerin im Heim, als ihre Mutter starb. Einige Zeit danach wurde ich gefragt, ob ich sie persönlich begleiten könnte, weil sie wohl noch stark in ihrer Trauer verharrt und in der neuen Wohn- und Lebenssituation schlecht zurechtkommt. Ich habe Anna anfangs in dreiwöchentlichem Abstand getroffen und sie von der Werkstatt abgeholt. Wir haben miteinander Spaziergänge gemacht oder saßen bei einer Tasse Kaffee zusammen. Ich durfte von ihrer großen Liebe zu einem neuen Mitbewohner erfahren und all den Problemen, die sich damit auftaten. Sie ließ sich ermutigen, auch ohne ihn Schönes zu erleben; wenn er keine Zeit hatte oder nicht da war, nicht nur auf ihn zu warten. Mit einer Tagebuchgeschichte ließ sie sich begeistern, ihre eigenen Geschichten selbst aufzuschreiben. Damit es nicht nur bei einer Idee blieb, unterbreitete ich ihr den Vorschlag, das

wörtlich zu notieren, was sie mir diktierte. Das fand sie prima. Zunächst kam der Impuls zu einer Überschrift, einem Thema von mir, später gelang es ihr bei den Treffen selbst, das Thema der Geschichte, die gerade dran war, zu benennen. Beim darauf folgenden Treffen konnte sie diese getippt und ausgedruckt mitnehmen. Inzwischen ist dieses Projekt – zusammen mit einem Leer-Buch – in ihre eigenen Hände übergegangen und unsere Treffen finden in weitaus größeren Abständen statt. Anna ist glücklich verlobt mit ihrem Schatz und beide wohnen zusammen.

Ein weiterer großer Schritt in meiner „Seelsorge“ – und das benenne ich ausdrücklich so – ist der Weg zum selbstständigen Fahren zu meiner Dienststelle, wo wir uns seither nach dem Werkstatttag treffen. Anna wurde eine selbstständige und lebensfrohe Frau, die sehr glücklich ist, dass sie mir so viel erzählen kann, was sonst keiner wissen muss – nur wenn sie das will. So selbstständig und klar in ihren Beschlüssen und Aktivitäten ist sie, dass ich mir vor einiger Zeit überlegen musste, ob ich meinen „Auftrag“ nun beenden sollte oder kann. Nach einem Gespräch mit Anna und ihrem Betreuer im Wohnheim wurde mir jedoch klar, dass es für sie sehr schwer sein würde, unsere gewachsene Beständigkeit und Vertrauensbasis als Bestandteil ihres Lebens nicht mehr zu pflegen. Es ist „mehr“ geworden, was uns verbindet, ein Besuch im Kirchenraum gehört auch dazu.

Kontakt: GBSeelsorge.LB@t-online.de

**Brigitte Wieland ist Seelsorgerin für Familien mit geistig behinderten Kindern in Ludwigsburg.*

(Foto: Jürgen Christ)



Teilhabe am Leben in der Gemeinde

Nottuln im Münsterland macht sich auf einen neuen Weg

Ute Gerlach-Wienke*

In Nottuln, einer Gemeinde mit 20 000 Einwohnern, wurde im August 2007 der bundesweit erste „Lokale Teilhabekreis“ gegründet. Er hat bisher erfolgreich viele neue Kontakte zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen z.B. in örtlichen Gruppen und Vereinen geknüpft sowie bestehende Kontakte intensiviert. Die Stift Tilbeck GmbH, eine Komplexeinrichtung im Münsterland, die zurzeit 510 Menschen mit Behinderungen in stationären und ambulanten Wohnformen in der Stammeinrichtung und sechs umliegenden Gemeinden betreut, hat diesen Teilhabekreis initiiert und beteiligt sich somit an der bundesweiten Initiative „Am Leben in der Gemeinde teilhaben: Lokale Teilhabekreise“ der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e.V.

Wenn Menschen mit Behinderung, die nie anders als unter den Bedingungen stationärer Vollversorgung gelebt haben, in gemeindeintegrierte Wohnformen ziehen, benötigen sie Assistenz und Unterstützung.

Anlass zum Engagement des Stiftes Tilbeck war die Eröffnung der neuen Wohnstätte „Haus Antonius“ im Januar 2007, in der 24 Menschen, die zum Teil 50 bis 60 Jahre in der beschützenden Stammeinrichtung gelebt haben, ein neues Zuhause fanden. Gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der anderen vier Häuser vor Ort, in denen insgesamt 78 Männer und Frauen mit Handicaps leben, wurde der Lokale Teilhabekreis Nottuln gegründet – mit großem Erfolg. Nicole Sicking, Wohnbereichsleiterin in Nottuln: „Wenn Menschen mit Behinderung, die nie anders als unter den Bedingungen stationärer Vollversorgung gelebt haben, in gemeindeintegrierte Wohnformen ziehen, benötigen sie Assistenz und Unterstützung. Selbstbestimmte Teilhabe ist keineswegs ein Automatismus, der sich im Sinne von Bauen – Umziehen – Wohnen quasi von selbst ergibt. Vielmehr verlangt sie nach Anstrengungen seitens des Trägers und des Gemeinwesens.“

Aber wie steht es um das viel beschworene Integrations- und Inklusionspotenzial der Gemeinden in der jeweils konkreten Situation vor Ort? Wie kann das Mit-

einander von beruflichen, nichtberuflichen Hilfesystemen und Menschen mit Behinderung im Gemeinwesen gelingen? Wie können Menschen mit Beeinträchtigungen in der Gemeinde leben, aber nicht als Hilfebedürftige, sondern als Mitbürger(innen) mit allen Rechten und Pflichten? Wie können sie ungehinderten und barrierefreien Zugang erhalten zu allen Angeboten des Gemeinwesens? Wie können gemeinsame Aktivitäten organisiert werden, aber nicht als Hilfsaktionen, sondern als gemeinsames Programm und Erlebnis?

Das Konzept der Lokalen Teilhabekreise setzt auf Beteiligung und partnerschaftliches Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderungen, die sich regelmäßig treffen und ausgehend von den Interessen, Bedürfnissen und Fähigkeiten der Menschen mit Behinderungen die Angebote des Gemeinwesens erkunden und mitgestalten. Lokale Teilhabekreise arbeiten nach einer einheitlichen Struktur. Jede Person im Kreis arbeitet gleichrangig und übernimmt klare Aufgaben und Verantwortung, die sogenannten Ministerrollen: Der Innenminister bzw. die Innenministerin koordiniert die Maßnahmen im Innenverhältnis, d. h. gegenüber den Bewohnerinnen und Bewohnern der Wohngruppe/ Wohneinheit, eruiert ihre Wünsche und Bedürfnisse, spürt ihre Hemmnisse und Fragen auf und motiviert die Bewohnerinnen und Bewohner zum Mitmachen und zum eigenen Engagement

Lokale Teilhabekreise arbeiten nach einer einheitlichen Struktur. Jede Person im Kreis arbeitet gleichrangig und übernimmt klare Aufgaben und Verantwortung, die sogenannten Ministerrollen.

Der Außenminister/die Außenministerin stimmt die Maßnahmen mit dem Träger und der Wohngruppe ab. Er/sie knüpft die Kontakte zu Politikern und Verwaltung der Kommunen, zu Kirchengemeinden und ihren Gremien sowie zu Polizei und Presse. Er/sie sorgt für die Öffentlichkeitsarbeit.

Der Finanzminister/die Finanzministerin sichert die Finanzierung, prüft die Finanzierbarkeit der einzelnen

Maßnahmen, gleicht dies mit den Möglichkeiten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ab und schafft auch Kontakte zu Sponsoren und Spendern.

Der Kultusminister/die Kultusministerin eröffnet Kontakte zu Nachbarn, Vereinen, Clubs, Aktionsgruppen und den dort tätigen Menschen. Idealerweise kennt er/sie viele Vereinsangehörige vor Ort und deren Wünsche. Schwerpunkt ist die Schaffung persönlicher Bindungen zwischen einzelnen Bewohnerinnen bzw. Bewohnern zu Vereinen oder Gruppen.

Alle diese Ministerrollen können sowohl von Menschen mit Behinderungen, Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeitern oder freiwilligen Helfern aus der Gemeinde wahrgenommen werden. Die Entscheidung darüber wird im Lokalen Teilhabekreis nach den Bedingungen vor Ort

Viele Vereine sind interessiert und haben sich bereit erklärt, unsere Kooperationspartner zu werden. Allerdings gibt es trotz dieser Bereitschaft auch Unsicherheiten und Fragen.

getroffen. Die Menschen mit Behinderungen werden, wenn notwendig, durch Assistenten unterstützt. Damit ist bereits die Aufbauphase ein Teil des gemeinsamen Wirkens von Menschen mit und ohne Behinderung.

Jedes der vier Wohnhäuser des Stiftes Tilbeck hat eine Bewohnerin/einen Bewohner als Innenminister in den Lokalen Teilhabekreis Nottuln entsandt. Somit unterstützen auch die „alteingesessenen Bürgerinnen und Bürger“ ihre neuen Mitbewohner(innen) im Haus Antonius, in der Gemeinde „anzukommen“. Heiko Baumann lebt schon seit

11 Jahren in Nottuln. Erst hatte er gar keine Lust mitzuarbeiten. „Ich kenn' mich hier gut aus und bin auch Mitglied im Sportverein. Ich dachte, ich brauch' keinen Lokalen Teilhabekreis. Dann wurde ich aber gefragt, ob ich Außenminister sein will, weil ich mich in Nottuln so gut auskenne.“ Margot Kometer, Innenministerin des Hauses Antonius: „Meine Aufgabe als Innenministerin macht mir sehr viel Spaß, und meine Mitbewohnerinnen und ich haben in Nottuln schon viele neue Leute kennengelernt, mit denen wir etwas unternehmen können. Alle, die hier wohnen, fühlen sich in Nottuln sehr wohl. Hier ist immer was los!“ Günter Franz, Innenminister des Hauses Markus, ergänzt: „Am Anfang war es aber nicht so leicht, unseren Mitbewohnerinnen und anderen Leuten genau zu erklären, was wir machen. Jetzt haben wir aber schon so viele tolle Aktionen gemacht, dass viele Leute im Wohnheim das jetzt besser verstehen können.“

Die Innenministerin und -minister werden unterstützt durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Wohnhäuser. Gemeinsam werden die Treffen vor- und nachbereitet. Franziska Holland, Mitarbeiterin und Assistentin der „Innenministerin“ Frau Kometer: „Wir arbeiten jetzt viel intensiver mit Gruppen und Vereinen zusammen und werden nicht mehr nur eingeladen, wenn im Ort etwas los ist, sondern gefragt, ob wir uns aktiv beteiligen wollen.“ Die Rolle des Finanz- und Kultusminister haben Bürger der Gemeinde übernommen, die sich für das Projekt begeistern ließen. „Als ich von diesem Projekt erfuhr, habe ich sofort die Heimleitung angerufen und meine Mitarbeit angeboten“, sagt Harry Czipull, Vorsitzender des Heimatvereines. Er hat die Aufgabe des Kultusministers übernommen und als sehr bekannter, alteingesessener Nottulner Bürger viele Türen in der Gemeinde geöffnet, besonders zu Vereinen. Viele Vereine

(Foto: Jürgen Christ)



sind interessiert und haben sich bereit erklärt, unsere Kooperationspartner zu werden. Allerdings gibt es trotz dieser Bereitschaft auch Unsicherheiten und Fragen. Die meisten Menschen in Vereinen und einer Gemeinde haben bisher nur wenig direkte Kontakte zu Menschen mit Behinderungen gehabt. Hier müssen dann die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Einrichtung mit ihrem Know-how Unterstützung geben. Außerdem ist es auch nicht so einfach für die Vereine, Angebote zu machen, die auch für Menschen mit Beeinträchtigungen passend sind. Da muss man dann zusammen was entwickeln!“

So wie Margret Schäfer, Übungsleiterin im hiesigen Sportverein. Zurzeit kommt sie einmal in der Woche in das Haus Antonius und bietet Seniorengymnastik an. Ausgehend von den Erfahrungen möchte sie dann ein integratives Angebot im Verein entwickeln. Auch die Sportakademie Nottuln ist bereit, Menschen mit Behinderungen ihre Angebote zu öffnen. Markus, ein junger Mann mit Down-Syndrom, trainiert hier regelmäßig und hat vor einigen Wochen seinen ersten Gürtel im Taekwondo erworben. Die Liste der positiven Beispiele ließe sich noch um einiges fortsetzen. „Seitdem wir mit dieser Methode arbeiten und in vielen Vereinen und Gruppen das Projekt vorgestellt haben, hat sich das Interesse an unserer Arbeit und die Bereitschaft in der Gemeinde, die Teilhabebedingungen für Menschen mit Behinderungen aktiv zu verbessern, noch einmal deutlich gesteigert“, sagt Nicole Sicking. „Vor allem ist es uns gelungen, wichtige Entscheidungsträger in der Gemeinde, wie den Bürgermeister, den Pfarrdechanten, die Pfarrerin und Vereinsvorstände, für die Vision des Projektes zu begeistern und als Türöffner in der Gemeinde zu gewinnen. Gemeinsam können wir viel bewegen! Natürlich gab es im Vorfeld auch Widerstände und Vorbehalte gegen diese Methode, vor allem gegen die sperrigen Minister-Titel. Heute erleben wir aber gerade die klare

Definition der Rollen und Aufgaben als hilfreich. Die Übersetzung des Wortes ministraré gleich ‚dienen‘, Kompetenzen und Engagement in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, trifft doch auch sehr gut den Solidaritätsgedanken.“

Bernward Jacobs, Geschäftsführer der Stift Tilbeck GmbH und Mitinitiator auf Verbandsebene: „Die positiven Erfahrungen in Nottuln ermutigen uns auf jeden Fall, auch in den anderen fünf Gemeinden, in denen die Stift Tilbeck GmbH Wohnangebote unterhält, Lokale Teilhabekreise zu initiieren.“ Kultusminister Harry Czipull nickt bestätigend: „Das Miteinander führt zu einem gegenseitigen Geben und Nehmen, von dem auch die nichtbehinderten Menschen in der Gemeinde sehr profitieren. Ich kann für mich sagen, das Amt des Kultusministers im Lokalen Teilhabekreis ist die wichtigste ehrenamtliche Tätigkeit, die ich je hatte.“

Zum Thema

Die bundesweite Initiative des Bundesfachverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie (CBP), an der sich zurzeit zwölf Träger beteiligen, ruft Einrichtungen und Dienste der Behindertenhilfe in der Caritas zum Aufbau von Lokalen Teilhabekreisen auf. Alle Projektverantwortlichen treffen sich regelmäßig zum Erfahrungsaustausch. Die Projekterfahrungen werden in einem Handbuch zur Bürgerbeteiligung von Menschen mit Behinderungen veröffentlicht. Die Projektleitung im Verband hat Frank Pinner (Fachreferent im CBP). Das bundesweite Projekt endet 2010.

Kontakt: Gerlach-Wienke@Stift-Tilbeck.de

**Ute Gerlach-Wienke ist Projektleiterin „Lokale Teilhabekreise“ in der Stift Tilbeck GmbH und Mitglied im Projektteam der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie.*

(Foto: Jürgen Christ)



Mitten im Leben der Gemeinde

Regina Hermans*

Das Dominikus-Ringeisen-Werk, Kirchliche Stiftung des öffentlichen Rechts, ist ein katholischer Träger von Einrichtungen der Behindertenhilfe in den drei bayerischen Regierungsbezirken Schwaben, Oberbayern und Unterfranken. In den sechs Landkreisen Günzburg, Augsburg, Starnberg, Unterallgäu, Ostallgäu und Bad Kissingen bietet das Dominikus-Ringeisen-Werk an 14 Standorten Wohnangebote, Werkstatt- und Förderstättenplätze sowie Frühförder- und Schulangebote für Menschen mit Behinderungen, ein Berufsbildungswerk und Hilfen im Alter an. Ebenso bestehen Kooperationen im Rahmen der offenen Behindertenarbeit (OBA) an verschiedenen Standorten.

Zu den Einrichtungen des Dominikus-Ringeisen-Werks gehören auch dezentrale Wohnangebote. Dezentral meint hier, dass die Wohngemeinschaften in wesentlichen Teilen nicht an die Infrastruktur der Groß- und Komplexeinrichtung in Ursberg angebunden sind, sondern an der Infrastruktur der Gemeinde partizipieren. Hier werden Menschen mit einer geistigen und mehrfachen Behinderung in Häusern mitten in regulären Wohngebieten als Bürger der Gemeinde betreut. Auch in größeren Städten wie Augsburg, Kempten, Günzburg und Schwabmünchen begleitet das Dominikus-Ringeisen-Werk Menschen mit Behinderungen in Wohngemeinschaften, die „mitten im Leben“ der Gemeinden stehen. Auf diese Weise bekommen Menschen mit Behinderungen ein „Wunsch- und Wahlrecht“ (vgl. SGB IX und XII) und können je nach Lebensstil entscheiden, ob sie eher in einem ländlichen Rahmen oder in einer mittleren oder großen Stadt wohnen möchten.

In den Zielsetzungen des Dominikus-Ringeisen-Werks wird Integration wie folgt beschrieben:

„Integration bedeutet in gesellschaftlicher Hinsicht die Herstellung und Wahrung der Einheit, das heißt die Herstellung der Verbindung zwischen einzelnen Personen und Gruppen und der Gesamtgesellschaft.“

Bewohnerinnen und Bewohner sowie und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter versuchen diese Verbindung herzustellen durch Anbahnung und Förderung von Kontakten zu Angehörigen und Bekannten, über Kontakte zu Gemeinde und Vereinen bis zur Gestaltung von Ferienreisen und Einladungen von Bürgern zu einrichtungsinternen Festen und Feiern. Wahrung der Einheit schließt die Bereitschaft der Mitmenschen ein, für den Mitmenschen und damit auch für die Bewohner einer

Einrichtung für Menschen mit Behinderungen Verantwortung zu übernehmen.

Inklusion erweitert den oben formulierten Integrationsgedanken wesentlich um die Beteiligung und das Mitgestalten der Betroffenen selbst nach dem Motto: „Nichts über uns ohne uns!“ Deshalb ist Teilhabe vor Ort von ihrem Wesen her daran gebunden, Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenzubringen, die sich sonst nur sehr selten begegnen. An der Teilhabeinitiative der Caritas und des CBP (Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie) nimmt das Dominikus-Ringeisen-Werk mit

Deshalb ist Teilhabe vor Ort von ihrem Wesen her daran gebunden, Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenzubringen, die sich sonst nur sehr selten begegnen.

der Methode der „Lokalen Teilhabekreise“ teil. Wir planen, wie Menschen mit und ohne Behinderung aus der Gemeinde oder dem Stadtteil sich treffen und etwas zusammen unternehmen können. Wir arbeiten daran, dass behinderte Menschen Zugang haben zu verschiedenen Angeboten in der Gemeinde wie Bildung, Wohnen und Versorgung, Arbeit, Freizeit und kulturelle Unternehmungen. Wir wünschen uns eine Welt, in der die Unterschiedlichkeit der Menschen als bereichernd wahrgenommen wird. In unserer Gemeinde sollen alle Menschen die gleichen Chancen und die gleichen Rechte haben. Alle Menschen sollen mit der für sie nötigen Hilfe und Unterstützung ihre Beziehungen pflegen und zugleich so unabhängig wie möglich leben können.

Der Bereich Seelsorge hat im Dominikus-Ringeisen-Werk – historisch gewachsen – schon immer einen wichtigen Stellenwert. Er orientiert sich an den pastoralen und theologischen Grundaussagen der katholischen Kirche, dem Konzept differenzierter Wohnformen und den individuellen Bedürfnissen der Menschen. Die religiöse Begleitung und Bildung von Menschen mit Behinderung ist durch die verschiedenen Angebote sehr individualisiert. So sind z.B. behindertengerechte Gottesdienste jeden Sonntag für uns selbstverständlich. Dabei erfolgt die Vorbereitung und Gestaltung gemeinsam mit den Betreuten. Ebenso werden religiöse Themen in Glaubenskreisen, die den verschiedenen Personenkreisen ange-

messen sind, so aufbereitet, dass Glaube einfach, anschaulich und angemessen vermittelt und erfahrbar gemacht werden kann. Darüber hinaus bilden die Kontakte zu den kirchlichen Gemeinden und Gruppierungen einen wichtigen Baustein beim „Ankommen“ vor Ort, denn Pfarrer und Kreise der Kirche sind sehr wichtige Partner bei der Vernetzung und dem Einbezogenwerden in den neuen Sozialraum. In diesem Sinne kommen auf die Gemeinden und deren Funktionsträger ganz neue Aufgaben, Chancen und Herausforderungen zu. Christliche Verantwortungsethik realisiert sich in sozialem Engagement und Eingebundensein.

Wenn in einer Gemeinde eine Wohngemeinschaft von Menschen mit Behinderungen einzieht, ist da zunächst Skepsis, Angst, Unsicherheit – auf beiden Seiten. Deshalb bedarf es einer langsamen Annäherung, vorsichtiger Begegnungen und behutsamer Abklärung von Erwartungen. All dies benötigt viel Zeit und die Bereitschaft zum Miteinander. Mitarbeiter müssen auf die neue Aufgabe vorbereitet werden, in der Nachbarschaft Ansprechpartner zu sein, und vor allem die zugezogenen Bewohner müssen sich zunächst einmal in der neuen Umgebung zurechtfinden. Im Vorfeld werden Nachbarn aufgesucht, die neuen Bewohner werden der Gemeinde vorgestellt und es wird versucht, erste Berührungspunkte abzubauen. In der Regel suchen die Mitarbeiter vor dem Zuzug den Gemeindepfarrer auf. Hier findet der erste Kontakt mit der zuständigen Pfarrgemeinde statt. In diesem Gespräch wird das Dominikus-Ringeisen-Werk vorgestellt, über die einziehenden Bewohner und die Mitarbeiter informiert. Da uns auch in den gemeindeintegrierten Angeboten eine Haussegnung sehr wichtig ist, wird diese hierbei besprochen. Bisher gelang es uns immer, dass alle Häuser vom zuständigen Pfarrer gemein-

sam mit dem Geistlichen Direktor des Dominikus-Ringeisen-Werks gesegnet werden konnten. So lernen die Bewohner der Häuser „ihre“ neuen Pfarrer kennen und

Mitarbeiter müssen auf die neue Aufgabe vorbereitet werden, in der Nachbarschaft Ansprechpartner zu sein, und vor allem die zugezogenen Bewohner müssen sich zunächst einmal in der neuen Umgebung zurechtfinden.

der Pfarrer kann sich ein Bild von den neuen Gemeindegliedern machen.

Reden und Konzepte nutzen jedoch nur bedingt, sie unterstützen in erster Linie die Auseinandersetzung der Beteiligten mit dem Thema „Inklusion“ oder können helfen, Anlässe zu arrangieren, die Teilhabe erlebbar werden lassen. Alles andere ist nicht planbar – denn Integration lässt sich nicht erzwingen. Der persönliche Kontakt, das Miteinander und die Begegnung müssen von Seiten der Einrichtung gesucht und begleitet werden, damit erste Schritte in die Gemeinde möglich sind. Eine Fortführung kann nur gelingen, wenn Menschen mit und ohne Behinderungen Interessen teilen und sich als Bürger und Mitglied der politischen und kirchlichen Gemeinde wahrnehmen und begegnen können.

Kontakt: RHermans.drw@Ursberg.de

**Regina Hermans ist Dipl.-Sozialpädagogin und Religionspädagogin. Sie leitet die Dezentralen Wohnangebote des Dominikus-Ringeisen-Werks.*

(Foto: Jürgen Christ)



Teilhabeorientiertes Wohnen von Menschen mit Behinderungen im Alter

Jutta Hollander*

Für viele Menschen ist der Übergang in den Ruhestand ein Ereignis im Lebenslauf, auf das sie sich schon lange vorher gefreut haben. Mit Aussprüchen wie „Dann werde ich reisen“, „Ich will viel im Garten arbeiten“ oder „Wir ziehen an die Nordsee“ werden Zukunftsperspektiven für die Zeit nach dem Wechsel entworfen, die in der Regel auch mit großem Eifer umgesetzt werden. Und erst dann, wenn das Haus repariert, die Garage entrümpelt, der Garten bearbeitet und die Traumreise gemacht ist, schleicht er sich langsam ein, der Alltag, der häufig so ganz anders ist als vorher: Die Tage haben ihre Struktur verloren, Kontakte zu den Arbeitskollegen sind nicht mehr täglich vorhanden, und die gewohnten Gespräche „zwischen Tür und Angel“ finden auch nicht mehr statt. Die Zeit zu haben, die neue Lebensphase mit anderen

Den Ruhestand gestalten – den Ruhestand selbst gestalten –, das ist ein Anspruch, den jeder hegt.

Interessenschwerpunkten füllen und genießen zu können, braucht eben auch seine Zeit. Es ist ein Orientierungs- und Lernprozess, der Menschen häufig dazu bringt, ihr Leben einmal zu überdenken, zurück zu schauen, zu reflektieren und neu zu überlegen, was sie sich für die Zukunft vorstellen können und was sie davon verwirklichen wollen.

Den Ruhestand gestalten – den Ruhestand selbst gestalten –, das ist ein Anspruch, den jeder hegt. Ältere, nicht behinderte Menschen, die in den Ruhestand wechseln, denken normalerweise über diesen Punkt nicht nach, er ist für sie selbstverständlich. Für ältere Menschen mit Behinderungen, die möglicherweise lange Jahre in einer Einrichtung gelebt haben, stellt dieser Übergang jedoch eine Herausforderung dar, so dass viele von ihnen den Umgang mit dieser neuen Freiheit zunächst einmal lernen bzw. behutsam an sie heran geführt werden müssen.

Im Kontext des Projekts „Den Ruhestand gestalten lernen“, das unter der Leitung von Prof. Dr. Helmut Mair von 2006 bis 2008 an der Westfälischen Wilhelms-Universität-Münster durchgeführt wurde, haben Tagungen für ältere Menschen mit Behinderungen stattgefunden, auf denen sie als Experten zu Wort gekommen sind. Sie haben über viele Dinge ihres Lebens berichtet und auch dargestellt, wie sie sich ihre neue Lebensphase vorstellen, wie sie sie gestalten wollen, welche Visionen sie haben und welche Unterstützung sie dazu von anderen Menschen erwarten.

Ein Punkt hob sich bei diesen Schilderungen ganz besonders hervor: Menschen mit Behinderungen bewerten den Bereich „Wohnen“ als sehr bedeutsam für sich, denn das eigene Zimmer oder Apartment verleiht nicht nur Sicherheit, sondern bietet auch Schutz und ist gleichzeitig der Ort, an dem die persönliche Autonomie nach eigenen Vorstellungen gelebt werden kann. Auf die Frage, wie und seit wann sie dort wohnen, berichteten die Teilnehmer detailliert. Hierzu einige Auszüge aus den Berichten der Teilnehmer „... den Tag vom Einzug weiß ich auch noch: 3.10.79, 30 Jahre her“, „seit 1963, war ein Montag“; „seit dem 23.6.1955 – seit 52 Jahren“; „seit 1962 auf dem Hof. Mit Mitbewohnern, aber nur Männer“; „Einzelzimmer mit einem Schrank, Fernseher, Schreibtisch, Bett und einer Kommode. Auf der Kommode steht ein Kuhstall mit Christkind“; betreutes Haus. Ich stehe alleine auf und koche alleine Kaffee. Teile ein Zimmer mit G., Balkon, früher war das Haus ein Altenheim, ein schönes Haus, großer Garten, die Männer machen die Gartenarbeit“. Auf Nachfrage, seit wann sie dort wohnt, antwortet sie: „seit 44 Jahren. Ist ein Zuhause geworden“. Häufig beschrieben die Teilnehmer nicht nur zeitlich genaue Details, sondern bewerteten gleichzeitig auch die Vorzüge, Nachteile oder wiesen auf Besonderheiten ihrer Wohnsituation hin wie beispielsweise: „Zimmer Nr. 7 mit schöner Aussicht“; „seit 16 Jahren eingelebt und eingearbeitet. Gefällt mir gut“; „Wohnheim mit vielen Leuten. Eigenes Zimmer ist sehr groß und schön hell. Seit 18 Jahren“; „seit 5 Jahren. Ich wollte schon immer dahin. Früher musste ich alles selber machen“. Darüber hinaus kommentierten sie auch das Verhältnis zu den Mitbewohnern: „Ich wohne mit zwei anderen Frauen. Wir verstehen uns gut. Früher waren wir zu viert. Habe jetzt Schlaf- und Wohnzimmer. Zwei kleine Zimmer“; „Zwei Mann auf einem Zimmer. Komme gut klar“ und „die helfen, wo ich nicht kann“.

Durch die Berichte wird bereits deutlich, dass Wohnen für Menschen mit Behinderungen mehr ist als ein Ort, sondern es ist vielmehr ein privater und ganz eigener Bereich, der auch eine soziale Einbindung bietet. Für viele ist Wohnen auch mit dem Begriff „Heimat“ assoziiert: Sie fühlen sich zu Hause, es gefällt ihnen dort. Im Alter gewinnt dieser Ort noch weiter an Bedeutung, denn: Im Alterungsprozess wird Wohnen die Hauptaktivität älterer Menschen im Alltag. „Ageing in Space“ wird mit zunehmendem Alter also zu „Ageing in Place“. Zudem ist die Bindung an die eigene Wohnung und an das Wohnumfeld enger. Dies sollte aber im Umkehrschluss nicht zu dem Vorurteil führen, dass ältere

re bzw. ältere pflegebedürftige Menschen kein Interesse mehr an der Welt draußen vor der Tür hätten. Doch kommt der eigenen Wohnung bei der Betrachtung des Alltags ein besonderer Stellenwert zu, der sich auch darin zeigt, dass sogenannte wohnungsbezogene Aktivitäten wie beispielsweise Fernsehen, Zeitunglesen, Handarbeit, Kreuzworträtseln zunehmend bevorzugt werden. Vielen Bewohnern von Einrichtungen kommt dabei eine Dopplung der Privatsphäre

Für viele ist Wohnen auch mit dem Begriff „Heimat“ assoziiert: Sie fühlen sich zu Hause, es gefällt ihnen dort. Im Alter gewinnt dieser Ort noch weiter an Bedeutung.

zugute: In der Wohngruppe entfaltet sich das private Leben des Einzelnen. Einerseits bietet sich ihnen somit die Möglichkeit des Rückzugs und andererseits können sie infrastrukturelle und soziale Vorzüge der Einrichtung in Anspruch nehmen. Diese Anbindungen sind in der Regel leicht zugänglich, denn häufig werden auch innerhalb einer Gruppe oder eines Hauses Angebote bereitgestellt, aus denen sie auswählen können. Anders bei Menschen, die im betreuten Wohnen leben: Ihnen stellen sich diesbezüglich andere Anforderungen, denn sie sind es häufig nicht gewohnt, selbst Entscheidungen zu treffen oder sie verfügen nicht über die notwendigen Informationen, kennen die Wege nicht, wissen nicht, an wen sie sich wenden können, so dass sie nicht zuletzt dabei auf die assistierende Unterstützung von Menschen und auch Diensten angewiesen sind, die ihnen Kontakt- und Freizeitmöglichkeiten in der Umgebung/im Quartier erschließen können.

Doch Teilhabe bedeutet mehr: Sie setzt voraus, an einem Ort leben zu können, der Ausgangspunkt für soziale Kontakte und Partizipation ist und Chancen eröffnet, einen eigenen Lebensstil zu entwickeln und zum Ausdruck bringen zu können. Eng damit verbunden ist allerdings auch der Wunsch vieler Menschen mit Behinderungen, betreut, aber selbstbestimmt leben zu wollen, bei einem gleichzeitig hohen Maß an verlässlicher Unterstützung, denn für sie ist ein gutes Leben eines, in dem es Lebenspartner gibt, Familienangehörige und Freunde. Es ist eines, in dem man Anerkennung als Person, Liebe und Zuneigung findet. Ein gutes Leben ist ein Leben ohne Exklusion, ohne Besonderung, ohne Benachteiligung, es ist ein Leben, das genügend Möglichkeiten, gleiche Chancen und Zugänge, Mittel und Ressourcen bietet, teilzuhaben.

Viele ältere Menschen mit Behinderungen haben sich in ihrem Tagesablauf bereits eine bemerkenswert einfache und eigene Möglichkeit geschaffen, wie sie diesen Wunsch umsetzen können. Viele von ihnen wollen „aktiv sein“ und haben es sich angewöhnt, täglich spazieren zu gehen. Bei näherer Betrachtung dieser Aktivität – im Projektkontext „Den Ruhestand gestalten lernen“ – wurde der Stellenwert

dieser Spaziergänge besonders deutlich: „Spaziergehen“ im eigentlichen Sinne ist sowohl eine sportliche, eine soziale, anregend-kommunikative oder einfach entspannend-entlastende Aktivität. Die Vorteile dieser Aktivität liegen auf der Hand: Die Bewegung hält körperlich fit, die Umgebungsreize regen an oder beruhigen und im öffentlichen Raum besteht immer die Möglichkeit, auch andere Menschen zu treffen oder mit ihnen in Kontakt zu kommen. Somit erfüllt diese Aktivität, die in Eigenregie gestaltet werden kann, gleich mehrere Bedürfnisse.

Auch die Einbindung von Menschen aus der Gemeinde oder dem Quartier, die sich bürgerschaftlich engagieren wollen, wird in vielen Einrichtungen umgesetzt. Neu ist allerdings der Aspekt, dass viele Menschen mit Behinderungen auch selbst aktiv am Leben in der Gemeinde teilhaben und sich engagieren wollen. Sie dabei anzuleiten und ihnen eine Tätigkeit zukommen zu lassen, die nicht nur ihren Neigungen und Kompetenzen entspricht, sondern die ihnen auch einfach Freude bereitet, wird ein neuer Schwerpunkt – im Sinne gelebter Partizipation – in der Begleitung von Menschen mit Behinderungen sein.

Ältere Menschen mit Behinderungen der heutigen Generation sind die „Pioniere des Ruhestands“, die nicht nur ihre eigenen Erfahrungen in der neuen Lebensphase machen, sondern auch wegweisende – gesellschaftliche und demografisch begründete – Lernprozesse anstoßen und Impulse zur Gestaltung von Teilhabe für die nachfolgenden Generationen geben.

Auch aus diesem Grund hat die Europäische Senioren-Akademie die Fragestellungen, die im Zusammenhang mit „Behinderung und Alter“ entstehen, aufgegriffen und zu einem ihrer Schwerpunktthemen gemacht.

Kontakt: hollander@europaeische-senioren-akademie.de

**Jutta Hollander leitet die Europäische Senioren-Akademie in Ahaus.*



(Foto: Jürgen Christ)

Ruhestand: Herausforderungen und Chancen

Gerlinde Uphoff und Heinz Spadinger*

„Menschen mit Behinderungen werden alt.“ So eröffnete Wolfgang Wessels, Landesverband NRW für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V., seinen Beitrag zu einer Fachtagung zum Thema Ruhestand von Menschen mit Behinderung noch im Jahr 2003. Diese Tatsache ist nur scheinbar und nur für Außenstehende selbstverständlich. Durch medizinischen Fortschritt, Verbesserung der sozialen Bedingungen, vor allem aber durch das Ende der Vernichtung von Menschen mit Behinderung während des Nationalsozialismus erreichen spät genug geborene Menschen seit ca. zehn Jahren wieder das Rentenalter. In unserer Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, dem Alfred-Delp-Haus in Oberursel, konnten wir erleben, wie aus einer Gruppe vorwiegend junger Leute erst allmählich eine altersgemischte, generationenübergreifende Gemeinschaft wurde. Das stellte uns – wie die Behindertenhilfe insgesamt – Ende der 1990er Jahre vor neue Herausforderungen.

Wie können wir dazu beitragen, dass alternde Menschen mit geistiger Behinderung einen sinnerfüllten und lebenswerten Ruhestand genießen können? Wie können wir sie darin ernst nehmen und unterstützen, ihren Ruhestand selbst zu gestalten? Wie kann soziale Teilhabe ermöglicht, ausgebaut und gefestigt werden? Diesen und anderen Fragen widmeten wir uns in zwei Richtungen: Zum einen in Bezug auf die Wohn- und Lebensmöglichkeiten in unserer Einrichtung. Welche Ressourcen müssen wir dafür bereitstellen, welche pädagogischen, organisatorischen und institutionellen Veränderungen sind dafür notwendig? Zum anderen zielten und zielen unsere Überlegungen auf eine trägerübergreifende Unterstützung von Betroffenen im regionalen Umkreis. Auffallend ist zum Beispiel, dass es für alternde Menschen mit geistiger Behinderung, die bei ihren Angehörigen wohnen, keine Alternative zum Wohnheim zu geben scheint – wenn die Angehörigen als Betreuungs-

(Foto: Jürgen Christ)



personen selbst durch Alter oder Krankheit wegfallen. Kann eine solche „Vorherbestimmung“ (oftmals durch die Angehörigen gefestigt) aufgebrochen werden?

Das Alfred-Delp-Haus in Oberursel, Hessen, wurde auf Initiative von Eltern schwerstmehrfachbehinderter Menschen, die sich zum „Wohnhilfswerk für behinderte Menschen e. V.“ zusammengeschlossen hatten, gegründet, gemeinsam mit dem Diözesanverband Limburg geplant und 1987/1988 errichtet. In dorfähnlicher Anordnung befinden sich auf einem rund 10000 Quadratmeter großen Grundstück fünf Wohnhäuser für Menschen mit Behinderung mit je einem dazugehörigen Gemeinschafts- und Verwaltungsgebäude. In der Einrichtung werden derzeit 61 erwachsene Menschen mit geistiger oder schwerer Mehrfachbehinderung betreut. Seit zehn Jahren wird als weiteres Wohnangebot das Betreute Wohnen stetig ausgebaut, hier werden derzeit 25 Menschen alleine oder in kleinen Wohngemeinschaften in ihren Wohnungen – verstreut im Stadtgebiet – unterstützt und begleitet.

Interne Herausforderungen betrafen die Frage der Wohnstruktur in den Häusern und des Aufbaues einer Tagesstätte für Rentner und Rentnerinnen. Zunächst stand die Frage im Raum, ob Rentner und Rentnerinnen in ihren

Häusern und Wohngruppen weiter betreut werden können, oder ob es sinnvoll ist, eine eigene Wohngruppe in einem der Häuser zu eröffnen, in der dann beispielsweise einem erhöhten Pflegebedarf besser Rechnung getragen werden könnte. Die Bewohner entschieden sich, in ihren Wohngruppen wohnen zu bleiben. Dieser Wunsch erforderte die

Die Bewohner entschieden sich, in ihren Wohngruppen wohnen zu bleiben. Dieser Wunsch erforderte die Bereitschaft der Mitarbeiterschaft, sich neben der pädagogischen Aufgabe auch vermehrt auf (alten-)pflegerische Aufgaben einzulassen.

Bereitschaft der Mitarbeiterschaft, sich neben der pädagogischen Aufgabe auch vermehrt auf (alten-)pflegerische Aufgaben einzulassen. Diese Bereitschaft war und ist vorhanden: Pädagogische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bildeten und bilden sich in der Pflege weiter, zudem wurden Altenpfleger, Krankenschwestern und Heilerziehungspfleger eingestellt.

(Foto: Jürgen Christ)



Gleichzeitig begannen wir 1997 mit tagesstrukturierenden Angeboten und erarbeiteten 1998 bis 1999 in Kooperation mit Dr. Manfred Müller, Universität Frankfurt/M., eine Konzeption für eine wohnheimintegrierte Tagesstätte. Aus dieser Konzeption seien Grundannahmen und Prinzipien genannt: Ein tagesstrukturierendes Angebot meint hier nicht, an Stelle der Arbeit nun ein festes Programm zur „Beschäftigung“ der Rentner und Rentnerinnen zu schaffen, das ihren Tag strukturiert. Wir sehen es als pädagogische Aufgabe an, Räume zu schaffen, die es den Bewohnern ermöglichen, nach Bedarf individuelle und Gruppenangebote wahrzunehmen oder sich in ihre Privatsphäre zurückzuziehen. Die pädagogische Arbeit beruht auf drei Prinzipien. Das Prinzip der „Selbstständigkeit“ betrifft z.B. die Erfahrung, selbst etwas tun zu können. Dazu gehört die Möglichkeit, sich zu entscheiden mit entsprechender Bereitstellung von Alternativen – im ganz „normalen“ Wohnheimalltag wie auch in Bezug auf ein besonderes pädagogisches Angebot. Das Prinzip der „Ausgewogenheit in den Alltagserfahrungen zwischen Sicherheit und Konstanz einerseits und Neuem und Vorwärtstreibendem andererseits“ zielt auf Bildungsprozesse, die neue Perspektiven eröffnen und Grenzen erweitern: In Einzel- und Gruppenangeboten werden Anstöße gegeben durch die Erweiterung des bisherigen Gesichts-

Aus unseren bisherigen Erfahrungen in der Tagesstätte und mit Bildungsangeboten außerhalb des Wohnheims geht für uns hervor, dass es mehr als einen Kurs braucht, um Menschen mit geistiger Behinderung im Übergang zum Rentenalter entsprechend zu unterstützen.

kreises. Hier gilt es, eine Balance zu finden zwischen Unter- und Überforderung. Im Prinzip der „biografischen Sicht- und Arbeitsweise“ kommt eine subjektive Sicht zum Tragen: Hier geht es darum, individuelle Angebote zu finden, die an der vergangenen und gegenwärtigen Lebenssituation der Bewohner anknüpfen – und zwar aus deren subjektiver Sicht. Das bedeutet, ihre Themen, Interessen, Fähigkeiten, Tabus und Schwierigkeiten usw. in Erfahrung zu bringen und davon ausgehend mit den Betroffenen Aktivitäten zu planen. Die biographische Sicht- und Arbeitsweise stellt eine besondere professionelle Herausforderung dar, sie braucht vor allem Zeit!

Die Tagesstätte ist seit einiger Zeit Bestandteil für die Bewohner unseres Hauses, und sie ist offen für Menschen, die nicht im Wohnheim wohnen. Was tatsächlich „gemacht“ wird, ist gemäß der genannten Prinzipien unterschiedlich, es reicht von der Begleitung Einzelner (beispielsweise zum Einkaufen oder zum Tierheim) über Gruppenangebote in der Einrichtung (Gedächtnistraining, Lesen und Vorlesen,

Musik, Sport), Organisation und Durchführung eines „Rentnercafés“ bis hin zu Besuchen kultureller Veranstaltungen. Im Sinne der Integration versuchen wir immer wieder – mit unterschiedlichem Erfolg – Partner und Partnerinnen in Einrichtungen der kirchlichen und säkularen Gemeinde zu finden für die regelmäßige Begleitung von Bewohnern zum Gottesdienst. Gemeinsam mit den Teilnehmern (er)finden die Mitarbeiter Angebote so ständig neu.

Als Einrichtung des stationären Wohnens werden wir ständig mit sogenannten Notaufnahmen konfrontiert. Menschen, deren Angehörige starben oder selbst pflegebedürftig wurden, müssen unvorbereitet, „Hals über Kopf“, meist gegen ihren Willen, ausziehen – als Alternative bleibt meistens nur das Wohnheim. Die Not dieser Menschen machte uns aufmerksam auf die besondere Lebenslage für alternde Menschen mit geistiger Behinderung, die bei ihren Angehörigen wohnen. Sie sind besonders davon betroffen, dass am Ende ihres Berufslebens ein wichtiger sozialer Bezugspunkt außerhalb der Familie wegfällt. Wir glauben, dass eine rechtzeitige personorientierte Begleitung und Unterstützung während des Übergangs in den Ruhestand für Betroffene Alternativen eröffnet: vom Aufbau neuer sozialer Netze bis zur Betreuung in den bisherigen eigenen vier Wänden durch das Betreute Wohnen.

Wir begannen mit Kursen mit dem Thema „Selbstbestimmt älter werden“, angelehnt an das gleichnamige Konzept eines Kurses von Prof. Dr. Meindert Haveman, Universität Dortmund. In Zusammenarbeit mit der ortsansässigen Werkstatt für Menschen mit Behinderung wurden diese Kurse als Fortbildung in der Werkstatt angeboten und durch Spendenmitteln getragen. Einer dieser Kurse wurde von Dr. Manfred Müller, Universität Frankfurt 2004 bis 2005 wissenschaftlich begleitet. Wir bearbeiteten in 20 Kurseinheiten ca.

15 vorgegebene Themenblöcke. Die Teilnehmenden besuchten den Kurs mit großem Interesse, wir konnten einen Bedarf für Bildungsangebote erkennen. Klar wurde im Laufe der wissenschaftlichen Begleitung jedoch, dass wir mit der eher „schulischen“ Bearbeitung so vieler vorgegebener Themen unser Hauptziel nicht erreichen konnten. Das Ziel der Entwicklung neuer Perspektiven und der Stärkung von Kompetenzen zur Selbstbestimmung erfordert ein offeneres Curriculum mit Elementen der Selbsterfahrung, in denen Teilnehmende parallel zur Anregung durch Neues ihre eigenen Erfahrungen einbringen und an diese anknüpfen können.

Damit kommen wir zur aktuellen Planung: Menschen mit geistiger Behinderung können ihre Potenziale nur so weit ausschöpfen, wie ihnen eine entsprechende Umwelt angeboten wird – diese Umwelt muss unter Umständen erst erkämpft werden. Aus unseren bisherigen Erfahrungen in der Tagesstätte und mit Bildungsangeboten außerhalb des Wohnheims geht für uns hervor, dass es mehr als einen Kurs

braucht, um Menschen mit geistiger Behinderung im Übergang zum Rentenalter entsprechend zu unterstützen. Wir planen ein Projekt mit einem Beratungs-, Bildungs- und Freizeitangebot, dessen Dreh- und Angelpunkt ein offener Treff als Kontaktbörse und offene Anlaufstelle in der Stadt ist. Ziel ist, mit einem vielschichtigen Angebot Menschen über einen längeren Zeitraum so zu begleiten, dass sie für sich neue Wege eröffnen und wegweisende Entscheidungen fällen können, die nachhaltige Veränderungen möglich machen.

Der Ort sollte ein „neutraler“ Ort sein, um die Entwicklung von Perspektiven nicht bereits „unter der Hand“ vorzustrukturieren. Weiterhin wichtig sind eine gute Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel und ein Fahrdienst, damit die Anlaufstelle mitsamt ihren Angeboten auch eigenständig erreichbar ist.

Die Konfrontation mit der Möglichkeit, eigene Perspektiven und konkrete Ziele zu entwickeln, ist für Menschen mit geistiger Behinderung in der Regel eine ganz neue Erfahrung. Sind sie wirklich und über den Moment hinaus selbst gefragt? Eine Auseinandersetzung mit bisherigen Erfahrungen, mit ihrer aktuellen Lebenslage, mit Wünschen, Ängsten und Träumen, aber auch mit konkret machbaren „nächsten Schritten“ kann in Bildungsangeboten angestoßen und dann weitergeführt werden in personenbezogener Beratung. Neben der Erschließung persönlicher Ressourcen haben die Beratenden gemeinsam mit den Beratenen die Aufgabe, Ressourcen des direkten sozialen Umfelds zu erkunden und Teilhabe am sozialen Leben in der Gemeinde (Kirchengemeinde, Vereine) zu eröffnen, auch in Kooperation mit anderen professionellen Anbietern wie z.B. der Altenhilfe oder der Volkshochschule. Der Einbindung des direkten sozialen Umfelds kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Die Verwirklichung ihrer Ziele ist für Menschen mit geistiger Behinderung vermehrt abhängig davon, inwieweit Angehörige, Freunde, Betreuer, ehrenamtliche „Helfer“, Institutionen mitziehen – und unter Umständen selbst bereit zu Veränderungen sind.

Als einen wesentlichen Beitrag zur Eröffnung neuer Perspektiven sehen wir nicht zuletzt den „offenen Treff“ an: Die Entwicklung von neuen Perspektiven fängt mit dem Wahrnehmen von Alternativen an, sie braucht im wahrsten Sinne des Wortes Räume, die Luft lassen für Neues und die Erfahrung, dass es andere Menschen gibt, die in ähnlicher Lage sind. So scheint es z.B. für viele ältere Menschen mit geistiger Behinderung aus ihrer Sicht keinen Weg zu geben, aus ihrer Rolle als abhängiges „Kind“ ihrer Eltern herauszutreten. Hier könnte z.B. der „offene Treff“ eine Entwicklung initiieren. Er soll ein öffentlicher Raum sein, den die „Nutzer“ und „Nutzerinnen“ vor allem so für sich „nutzen“ können, wie sie es wollen. Er soll Gelegenheit geben, sich einfach aufzuhalten, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, aber auch Raum für (unterstützte) Selbstorganisation bieten.

In Bezug auf junge Leute sind wir da einen Schritt weiter. Finanziert durch Spendengelder haben wir in diesem Herbst (2008) mit der Erprobung eines Projekts für Schüler und Schülerinnen zur Unterstützung des Übergangs ins Erwachsenenalter begonnen und seit einiger Zeit bieten wir – finanziert im Rahmen des Betreuten Wohnens – vorbereitende Kurse und Begleitung für junge Erwachsene an, die bereits im Arbeitsleben stehen und die am Umzug aus dem Elternhaus ins Betreute Wohnen interessiert sind. Was auch hier noch fehlt, ist der „offene Treff“. Das nächste Projektziel ist, diesen für alle Zielgruppen aufzubauen.

Gerade im Kontakt mit der jungen Generation von Menschen mit geistiger Behinderung erleben wir immer wieder: Sie wollen ihr Leben in die eigenen Hände nehmen – wenn man sie nur lässt und entsprechend unterstützt. An

Die Entwicklung von neuen Perspektiven fängt mit dem Wahrnehmen von Alternativen an, sie braucht im wahrsten Sinne des Wortes Räume, die Luft lassen für Neues und die Erfahrung, dass es andere Menschen gibt, die in ähnlicher Lage sind.

den jungen Menschen wird deutlich, wie viel Potenzial im Laufe des Lebens lahmgelegt und verschüttet werden kann – ein Grund mehr, Menschen im Übergang zum Ruhestand jede mögliche Chance zu eröffnen.

*Kontakt: g.uphoff@em.uni-frankfurt.de
spadinger@adh-oberursel.de*

**Gerlinde Uphoff ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sonderpädagogik der Goethe Universität Frankfurt/Main und in der Jugend- und Erwachsenenbildung am Alfred-Delp-Haus tätig.*

Heinz Spadinger war bis zum 1. Dezember 2008 Einrichtungsleiter des Alfred-Delp-Hauses, nun ist er im Ruhestand.

Wohnen, wie wir wollen!

Menschen mit Lernschwierigkeiten zeigen, was möglich ist

Ricarda Kluge*

„Wohnen, wie wir wollen“, so lautet der Titel eines Projektes, das das Netzwerk von Menschen mit Lernschwierigkeiten, „Mensch zuerst“, in den nächsten Jahren mit Unterstützung des Bundesministeriums für Gesundheit durchführt.

„Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V.“ ist ein bundesweit arbeitender Verein von und für Menschen mit Lernschwierigkeiten.

Der Vorstand, der Geschäftsführer und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Vereins sind Menschen mit Lernschwierigkeiten, die zusammen mit Unterstützungspersonen arbeiten.

Warum ist uns der Begriff „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ wichtig?

Menschen mit Lernschwierigkeiten werden meistens noch „geistig Behinderte“ genannt.

Wir von Mensch zuerst wollen nicht „geistig behindert“ genannt werden. Wir finden diesen Begriff abwertend, er macht uns schlecht.

Wir finden die Worte „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ besser. Denn für uns ist es oft schwerer, etwas zu lernen, und dafür brauchen wir die richtige Unterstützung.

Was wollen wir mit dem Projekt „Wohnen, wie wir wollen“ erreichen?

„Das neue Projekt macht es uns möglich, für die Selbstbestimmung von Menschen mit Lernschwierigkeiten zu werben und Mut für neue Wege zu machen. Vor allem wollen wir damit zeigen, dass auch ein Leben in der

Es ist wichtig, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten entscheiden können, wie sie wohnen wollen.

eigenen Wohnung mit der entsprechenden Unterstützung möglich ist“, erklärt Stefan Göthling, Geschäftsführer von „Mensch zuerst“.

Wir hoffen, dass mehr Menschen mit Lernschwierigkeiten sich trauen, allein oder mit Freundinnen und Freunden zusammen zu wohnen.

Männer und Frauen mit Lernschwierigkeiten sollen erfahren, welche Möglichkeiten es für ein selbstbestimmtes Wohnen gibt und wo sie welche Hilfen bekommen können.

Menschen, die in Behindertenheimen leben, sollen ihre Rechte besser kennen und diese auch nutzen.

Anita Kühnel, Mitarbeiterin bei „Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V.“ berichtet über ihre Arbeit im Projekt:

„Bei ‚Mensch zuerst‘ entscheiden Menschen mit Lernschwierigkeiten, ‚wo der Hase lang läuft‘.

Wir wissen selbst, was wir wollen.

Nicht dass andere Menschen über uns entscheiden.

Wir wollen mitreden und gefragt werden.

Es ist wichtig, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten entscheiden können, wie sie wohnen wollen.

Niemand soll im Wohnheim leben müssen, wenn er oder sie es nicht möchte.

Menschen mit Lernschwierigkeiten sollen selbst entscheiden können:

Ob sie alleine wohnen.

Oder mit anderen Menschen zusammen.

Welche Unterstützung sie bekommen.

Wir machen Schulungen für Menschen mit Lernschwierigkeiten, zum Beispiel für Heimbeiräte.

Wir erzählen anderen Menschen, wie wir wohnen.

Wir wollen anderen Menschen Mut machen und zeigen, wie das geht.

Wir haben eine große Tagung gemacht.

Die Tagung hieß ‚Wohnen, wie wir wollen‘.

Menschen mit Lernschwierigkeiten aus ganz Deutschland, sogar aus Österreich und Italien waren da.

Sie haben von sich erzählt:

Wie sie wohnen. Wie sie früher gewohnt haben.

Über ihre Wohn-Träume.

Wir haben viele Wohngeschichten aufgeschrieben.

Wenn Sie mehr darüber wissen wollen, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten wohnen, können Sie das auf unserer Internet-Seite www.menschzuerst.de nachlesen.

Was ist mir wichtig beim Thema Wohnen?

Dass ich Hilfe verlangen kann.

Meine Wünsche sollen ernst genommen werden.

Dass ich Hilfe bekomme, die ich brauche.

Zum Beispiel mit dem Geld.

Ich bin gern für mich alleine.

Ich kann machen, was ich will.

Deshalb wohne ich in einer Wohnung für mich alleine.

Aber ich bekomme auch gern Besuch.“

Menschen mit Lernschwierigkeiten sind die Hauptpersonen im Projekt „Wohnen, wie wir wollen“.

Aber wir wollen auch viele Personen erreichen, die mit Menschen mit Lernschwierigkeiten arbeiten oder mit ihnen zusammen leben.

Wir wollen zum Beispiel die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Wohnheimen für behinderte Menschen, aber auch Angehörige von Menschen mit Lernschwierigkeiten schulen und beraten. Damit sie die Bewohnerinnen und Bewohner bei einem selbstbestimmten Leben besser unterstützen können. Oft trauen sie den Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht viel zu. Auch gibt es selten Möglichkeiten, selbst etwas zu lernen und auch mal Fehler zu machen. Wir wollen durch unsere Beispiele und mit den Veranstaltungen zeigen, dass viel mehr geht, als viele denken.

Auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Angeboten für behinderte Menschen, die nicht in Heimen leben, können von uns lernen: zum Beispiel wie sie mit uns in Leichter Sprache so reden können, dass wir sie verstehen. Sie können auch lernen, wo wir Hilfe brauchen und wo nicht und wie sie diese Hilfe erbringen können.

Politikerinnen und Politiker, aber auch die Beschäftigten in Behörden sollen dafür sorgen, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten so wie alle anderen Menschen auch daheim statt im Heim leben können und dort die nötige Unterstützung bekommen können.

Ein anderer wichtiger Punkt in der Arbeit des Projekts ist die Öffentlichkeitsarbeit. In Zeitungen, im Radio, im Fernsehen und im Internet soll deutlich werden, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht in Heimen leben

müssen, sondern wie alle anderen Menschen auch Teil der Gemeinde sind.

Aus anderen Ländern wie zum Beispiel Schweden, Norwegen, Großbritannien oder den USA wissen wir, dass vieles möglich ist, was Menschen mit Lernschwierigkeiten in Deutschland nicht zugetraut wird.

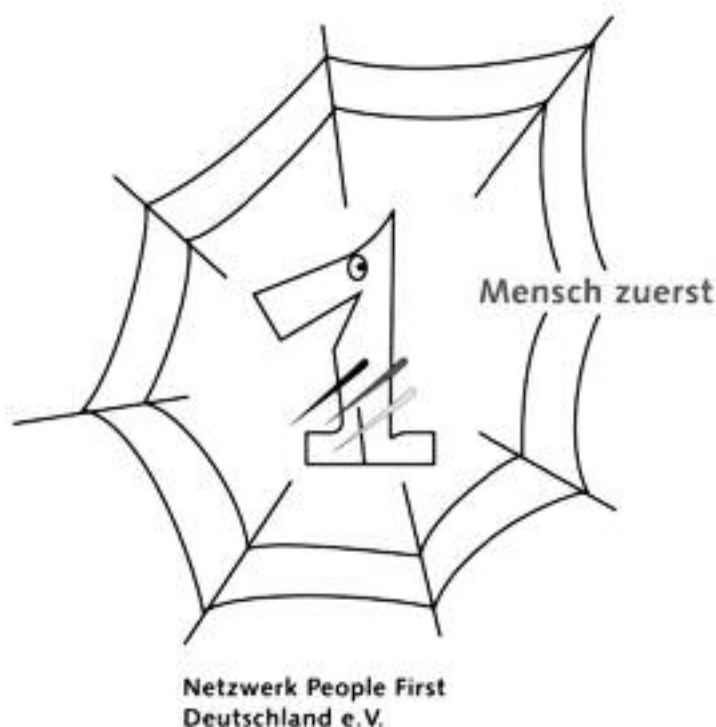
Wir wollen zum Beispiel die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Wohnheimen für behinderte Menschen, aber auch Angehörige von Menschen mit Lernschwierigkeiten schulen und beraten.

Wichtig war dort, dass behinderte Menschen selbst anderen Mut gemacht haben, etwas Neues auszuprobieren. So wurde es möglich, dass viele Menschen mit Lernschwierigkeiten – so wie alle anderen auch – mitten in der Gesellschaft leben und an ihr teilhaben.

Das wünschen wir uns auch für Deutschland und wollen mit dem Projekt „Wohnen, wie wir wollen“ einen Teil dazu beitragen, dass auch hier Menschen mit Lernschwierigkeiten gleichberechtigt am Leben in der Gemeinschaft teilhaben können.

Kontakt: ricarda.kluge@menschzuerst.de

** Ricarda Kluge unterstützt Stefan Göthling bei der Geschäftsführung von Mensch zuerst.*



Visionen aus Pappe

Stefan Häfner entwirft Städte der Zukunft

Wohin entwickelt sich die moderne Großstadt? Wie funktioniert die Architektur der Zukunft? Stefan Häfner gibt Antworten in Gestalt von mannshohen Pappmodellen. Sein Zugang zum Thema ist rein intuitiv. Von intellektuellen Diskussionen weiß er nichts – wie alle Künstler, die nur am Wochenende das Atelier Goldstein in Frankfurt/Main mit Leben füllen. Unter der Woche arbeiten sie in den Praunheimer Werkstätten.

Mit der Heißklebepistole in der einen, einem silberfarbenen Bogen in der anderen Hand steht er vor seinem „Zukunftskaufhaus“. Letzte Handgriffe an der Dachkonstruktion stehen an. Alle anderen Geschosse sind fertig. Wie immer hat Stefan Häfner sein Gebäude konsequent von unten nach oben entwickelt. Liebevoll und detailvernarnt richtet er jedes Stockwerk fertig ein, bis schließlich Heizkörper, Toilettenschüsseln, Tische, Stühle oder Kaffeemaschinen unter der aufgesetzten Geschossdecke verschwinden.

Der Betrachter sieht davon später nur noch so viel, wie die Fenster Einblick gewähren. Doch Stefan Häfner

behält alles im Kopf. Wenn er über seine Gebilde doziert, scheint er sie im Geist zu durchwandern: „Hier unten ist ein Aufzug, der bis aufs Dach führt. Ganz unten ist das Lager vom Kaufhaus. In drei Stockwerken kann man einkaufen. Da gibt es alles: Musikinstrumente, Damenunterwäsche, Kühlschränke und einen Getränkemarkt. Wer Hunger hat, kann hinaufgehen zum McDonalds. Daneben ist ein Kino. Und darüber kann man dann zusammen tanzen gehen. Abends, wenn alle müde sind, können sie oben im Hotel übernachten.“

Ein Jahr lang hat Häfner daran gearbeitet, seiner Vision Gestalt aus Pappe zu verleihen. Während der ambitionierte Baumeister lebhaft sein Zukunftskaufhaus erläutert, herrscht auch in den anderen Räumen reges Treiben. Im Atelier Goldstein können 18 Erwachsene mit unterschiedlichen Behinderungen ihre Kreativität entfalten. Immer häufiger wandern die Kunstwerke von hier aus in Ausstellungen. Auch die von Stefan Häfner. Sein umfangreichstes Werk, die „Zukunftsstadt“, hat das Atelier inzwischen für immer verlassen. Es ist nun Teil der



(Foto: Mainova)

Sammlung des Deutschen Architekturmuseums. Stunden später hantiert Stefan Häfner noch immer geduldig mit der Klebepistole. Er widmet sich hier als Einziger der Architektur. Oft steht er schon mit Plastiktüten voller vorgefertigter Bauelemente in der Tür. Die klebt er abends zu Hause zusammen. Basismaterial: Streichholzschachteln. Als Frankfurter sammelt er täglich Stadtimpressionen, manche fängt er mit seiner Kamera ein. Er beobachtet

Seine „Zukunftsstadt“, ein Modell aus verschiedenen Gebäudekomplexen, bietet umlaufende Terrassen und ein Schwimmbad auf dem Dach für jedermann.

Baustellen, städtische Veränderungen und neue Gestaltungsideen. Und bewertet meist, was er sieht, als „langweilig“. Sein Interesse gilt der Zukunft, dem Fortschritt, der Veränderung. Unzählige Wiederholungen von Raumschiff Enterprise hat er sich angesehen. „Danach habe ich Skizzen gemacht und was mir davon am nächsten Morgen am besten gefallen hat, habe ich gebaut.“ Nie bilden seine Gebäudekomplexe einfache Quader. Vielmehr ragt immer wieder ein Geschoss heraus, während ein anderes für eine vorgelagerte Terrasse zurückweicht. Die Fenster stehen immer häufiger schräg in der Wand, einzelne Fassadenabschnitte kippen nach vorn. Nicht nur formal erweist sich der besessene Autodidakt als ambitioniert. Seine Gebilde gleichen den Wohnmaschinen von Le Corbusier. Sie bieten zahlreiche Funktionen unter einem Dach, von denen alle Bewohner profitieren sollen. Seine „Zukunftsstadt“, ein Modell aus verschiedenen Gebäudekomplexen, bietet umlaufende

Terrassen und ein Schwimmbad auf dem Dach für jedermann. Funktionieren müssen die Gebilde obendrein. So ruhen sie alle auf Pfeilern. „Gegen Hochwasser“, erklärt der Baumeister. Außerdem Platz sparend. An Nottreppen im Brandfall ist immer gedacht. Jeder Raum ist mit einer Alarmanlage ausgestattet, in jedem Geschoss gibt es mehrfach Löscheinrichtungen. Das Schwimmbecken auf dem Dach bildet zugleich ein Wasserreservoir, um sich im Brandfall zum Löschen zu öffnen. Wenn ganz zum Schluss der „Bauarbeiten“ sämtliche Kabel verlötet sind und ein Trafo dafür sorgt, dass die unzähligen Lämpchen alle Räume zum Leuchten bringen, scheinen die Gebilde tatsächlich zum Leben zu erwachen.

Atelier Goldstein

Das Atelier Goldstein in Frankfurt existiert seit 2001, gegründet und bis heute geleitet von der Bühnenbildnerin Christiane Cuticchio. Träger des Ateliers ist die Lebenshilfe Frankfurt, unterstützt durch zahlreiche Förderer, unter ihnen auch der regionale Energieversorger Mainova. Die Einrichtung bietet ausgewählten Erwachsenen mit Behinderungen einen Ort, um ihr kreatives Potenzial zu entfalten. Im November 2003 bestückten die Künstler des Ateliers ihre erste öffentliche Ausstellung im Alten Hauptzollamt Frankfurt. Es folgten zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen. Im Jahr 2005 präsentierte das Deutsche Architektur Museum (DAM) erstmals die Zukunftsstadt von Stefan Häfner, die das DAM für seine Sammlung erworben hat und seither auf Ausstellungstournee schickt.

Kontakt: info@lebenshilfe-ffm.de

Dieser Artikel erschien zuerst in der Zeitschrift Mainovamagazin 08, Architektur und Energie.

(Foto: Mainova)



Wohnen auf Reisen

Hartmut Smikac*

„Unvorbereitetes Wegeilen bringt unglückliche Wiederkehr“, resümiert Johann Wolfgang von Goethe im Band III seines Romans „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Obwohl vor 180 Jahren niedergeschrieben, hat auch diese Erfahrung des „großen reisenden Geheimrates“ in der Zeit von Bergen bunter Reisekataloge und „Last-Minute-Angeboten“ noch seine Gültigkeit – und sie gilt vor allem für Menschen mit Behinderungen. Für diesen Personenkreis ist nach dem Zweiten Weltkrieg und mit Beginn der „Wirtschaftswunder-Zeit“ eine deutliche Entwicklung der Angebote zu registrieren. Mit speziell für Reisende mit Mobilitätseinschränkungen ausgewählten Reisezielen sowie unter Begleitung von Hilfspersonen beginnt in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts auch für Menschen mit Behinderungen die Ära des Massentourismus.

Der Kernpunkt der Schwierigkeiten besteht für mobilitätseingeschränkte Urlauber jedoch vor allem in der Tatsache, dass die dabei allgemein berücksichtigten Anforderungen nicht immer den individuellen Ansprüchen gerecht werden.

Von nun an verlassen auch Menschen mit Behinderungen für 10, 14 oder 20 Tage ihr gewohntes Lebensumfeld, um „in die Ferne“ zu reisen, bisher unbekannte Regionen oder Länder kennen zu lernen, aus den Medien bekannte Landschaften und Bauwerke selbst zu sehen, und hier „die schönsten Wochen des Jahres“ zu verbringen. Diese Reisen wollen aber, ganz wie es den Erfahrungen des Geheimrates Goethe entspricht, sehr gut vorbereitet sein.

Das beginnt mit der Auswahl des Reisezieles sowie vor allem der Urlaubsunterkunft. Menschen mit Behinderungen haben sich ihr eigentliches Zuhause, ihre Wohnung, ihren Ansprüchen und Bedürfnissen angepasst – ähnliche oder gleichwertige Bedingungen müssen nun auch für den Urlaub gefunden werden. Das ist nicht einfach. Es gibt zwar inzwischen viele Hotels und Pensionen, die über Zimmer für mobilitätseingeschränkte Gäste verfügen. Ebenso stehen entsprechende Ferienhäuser und Ferienwohnungen für Urlaubsgäste bereit. Eine große Zahl von Jugendherbergen bietet ebenerdig zugängliche Gästezimmer und Sanitarräume mit den für Gäste mit Rollstuhl erforderlichen Bewegungsräumen und befahrbaren Duschen. Selbst eine Reihe von Campingplätzen

bieten für mobilitätseingeschränkte Gäste erforderliche Bedingungen.

Der Kernpunkt der Schwierigkeiten besteht für mobilitätseingeschränkte Urlauber jedoch vor allem in der Tatsache, dass die dabei allgemein berücksichtigten Anforderungen nicht immer den individuellen Ansprüchen gerecht werden. Je ausgeprägter die individuelle Mobilitätseinschränkung ist, desto schwieriger wird es, eine geeignete Urlaubsunterkunft zu bekommen. Urlaubshungrige Leute mit Geh- und Stehbehinderungen finden deshalb vor allem in Hotels wie dem Stadthaushotel in Hamburg, dem ersten speziell für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen eingerichteten Hotel dieser Art in Deutschland, oder ähnlichen Häusern in Berlin, Mainz, den Hotels der Donnermarck-Stiftung, beziehungsweise in

Ferienanlagen in der Altmark, im Ruppiner Land oder am Bodensee gute Voraussetzungen. Urlauber mit eingeschränkter Sehkraft kommen allgemein in den „Aura“-Hotels gut zurecht.

Selbstverständlich kann man auch als Mensch mit einer Mobilitätseinschränkung unter einer Vielzahl von Hotels auswählen. Eine sehr große Zahl von ihnen verfügt zumindest über ein oder zwei für mobilitätseingeschränkte Gäste ausgestattete Zimmer. Vor allem wurden dabei jedoch offensichtlich die Ansprüche von Rollstuhlnutzern zum Kriterium gemacht – wer sehbehindert ist, muss sich dennoch oft auf kaum kontrastreich gestaltete Zimmer und relativ dunkle Gänge einstellen. Auch sollte man sich nicht darauf verlassen, dass in dem Allgemeinen vorhandene Fahrstuhl die Etagen automatisch angesagt werden. Selbst als Reisender mit Rollstuhl sind die Bedingungen nicht immer ideal: Schwere flauschige Teppiche machen es zum Beispiel zu einer kräftezehrenden Arbeit, den Rollstuhl zu bewegen.

Für das Wohnen im Urlaub hat sich in den vergangenen Jahren unbestreitbar auch für Menschen mit Behinderungen sehr viel verbessert. Im Gesamtbild zeigt sich jedoch, dass dies längst noch nicht für überall zutrifft und die Veränderungen insgesamt auch sehr langsam vorangehen. Unübersehbar ist dabei, dass man sich vor allem an den Ansprüchen von Rollstuhlnutzern orientiert und noch wenig mit an jene denkt, die ebenfalls von mehr Barrierefreiheit profitieren würden. So ist nur schwer zu verstehen, weshalb allgemein nicht mehr Wert auf kon-

trastreiche Gestaltung von Broschüren, Faltblättern, Speisekarten und weiteren Informationen gelegt wird – die Hälfte der Deutschen trägt eine Brille, ihnen allen wäre das eine wirksame Hilfe. Hierin zeigt sich auch, dass Ansprüche von Menschen mit Sehbehinderungen noch sehr stark auf die Erfordernisse von blinden Menschen reduziert werden. Letztlich bleibt zu erwähnen, dass Menschen mit Hörbehinderungen, vor allem auch Gebärdensprachler, auf ein Wohnen in wenigen speziellen Häusern angewiesen sind oder sich eben auf eine „Welt der Hörenden“ im Urlaub einstellen müssen. Urlaubsunterkünfte, die auf ihre Ansprüche eingestellt sind, gibt es in der Breite nicht.

Wer im Urlaub eine zeitweilige Wohnung für „seine schönste Zeit des Jahres“ gefunden hat, möchte dann auch die Umgebung des Hotels oder der Ferienwohnung kennen lernen, möchte Sehenswürdigkeiten oder Museen der Umgebung besuchen, abends ins Kino oder ins Theater gehen und anschließend eventuell in einer gemütlichen Gaststätte eine Flasche Wein genießen. Wo Menschen mit Mobilitätseinschränkungen in gewohnter Umgebung darüber Bescheid wissen, da gilt es nun alle erforderlichen Informationen kurzfristig zu beschaffen. Auch hier gilt: Die konkreten Bedingungen für Menschen mit Behinderungen sind sehr differenziert. Während in größeren Städten überwiegend gute Bedingungen, vor allem für Rollstuhlnutzer, anzutreffen sind, tendieren diese in kleineren Städten zum Durchschnitt – doch es gibt auch löbliche Ausnahmen.

Es gibt viele Veränderungen und gute Beispiele für einen barrierefreien Urlaub für alle. Noch vor einigen Jahren konnte man sagen: Dieses Schloss, diese Burg, dieser Dom, die Kirche sind alte Gebäude, da verwehren

Wer im Urlaub eine zeitweilige Wohnung für „seine schönste Zeit des Jahres“ gefunden hat, möchte dann auch die Umgebung des Hotels oder der Ferienwohnung kennen lernen, möchte Sehenswürdigkeiten oder Museen der Umgebung besuchen.

Treppen dem Besucher mit Rollstuhl den Zugang. Noch vor einigen Jahren standen keine tastbaren Modelle zur Verfügung, die blinden Besuchern helfen, sich das Zentrum einer fremden Stadt oder das Exponat in einem Museum vorzustellen. Noch vor einigen Jahren gab es keine Möglichkeit, einen kleinen tragbaren Computer mitzunehmen und auf dem Bildschirm dann Informationen auch in Gebärdensprache zu betrachten. Das alles ist heutzutage grundsätzlich möglich. Das alles gibt es jetzt – jedoch noch nicht in allen touristischen Orten.

Kontakt: info@natko.de

**Hartmut Smikac gehört zum Beirat der Nationalen Koordinationsstelle Tourismus für Alle e.V.*

(Foto: Jürgen Christ)



Embrace Hotels: Wohnen und arbeiten mit und ohne Behinderungen

Zwölf integrative Hotelbetriebe aus Deutschland haben sich im Verbund der Embrace Hotels zusammengeschlossen. Neben der gemeinsamen und professionellen Außendarstellung, der Positionierung auf dem Markt und dem regelmäßigem Erfahrungsaustausch untereinander steht die Erhaltung und Schaffung von neuen Arbeitsplätzen für behinderter Menschen in der Hotellerie sowie die Förderung von Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung im Vordergrund. Die Embrace Hotels beschäftigen 197 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, davon sind rund zwei Drittel Menschen mit Behinderung. Je nach Fähigkeiten sind sie im gesamten Hotelbetrieb eingesetzt.

Das Leitbild des Hotelverbunds: „Für uns steht die Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung im Vordergrund. Durch die besondere Idee unserer Betriebe ist Barrierefreiheit im Sinne des Wortes selbstverständlich. Viele unserer Mitarbeiter und Mitarbeiter-

innen sind Menschen mit Behinderung und werden je nach ihren Fähigkeiten im gesamten Hotelbetrieb eingesetzt. Wir möchten allen unseren Gästen neben dem Gefühl Willkommen zu sein auch ein besonderes Gefühl von Menschlichkeit mit nach Hause geben.“

1993 wurde das Stadthaushotel Hamburg europaweit als erstes integratives Hotel gegründet. Mittlerweile gibt es deutschlandweit über 30 Integrationsbetriebe der Hotellerie. Embrace Hotels haben Standorte in Bielefeld, Bischofsreut, Detmold, Gütersloh, Hamburg, Kirchzarten, Kühlungsborn, Mainz, Much, Schleswig, Spiesen-Elversberg und Stralsund. Das Beschäftigungsumfeld besteht aus den gleichen Tätigkeiten wie in nichtintegrativen Hotels: im Umgang mit Gästen, Frühstücksservice, Tagungsgeschäft, À-la-carte-Bereich, Zimmerreinigung, Botengängen, Einkauf und vielen weiteren Aufgaben.

Kontakt: willkommen@embrace-hotels.de



(Foto: Jürgen Christ)

AUS KIRCHE UND GESELLSCHAFT

Mit Behinderung in Europa

Fachtagung

Der Prozess der europäischen Einigung weckt Hoffnungen auf gesellschaftliche Entwicklungen in einer globalisierten Welt. Welche Rolle nehmen die Menschen mit geistiger Behinderung ein? Werden sie mehr und mehr an den Rand gedrängt? Oder geben sie den europäischen Gesellschaften Anstöße, Humanität zu verwirklichen? Was können und müssen die Kirchen und die christlichen Gemeinden beitragen?

Dieser Fragestellung geht die 13. Ökumenische Fachtagung zur Pastoral mit Menschen mit geistiger Behinderung vom 23. bis 27. März 2009 in Aachen nach. Sie bietet ein Forum zur Information, Diskussion und zum Erfahrungsaustausch in den Bereichen der Humanwissenschaften, der Ethik und der Theologie. Die Fachvorträge sind mit internationalen, renommierten Referenten und Referentinnen besetzt. Zusätzlich vorgesehen sind praxisorientierte Werkstätten zu heil- und religionspädagogischen Themen, Besuche in Einrichtungen sowie Begegnungen mit kirchlichen und zivilen Amtsträgern. Dieses Programm wird ergänzt durch ökumenisch ausge-

richtete Morgengebete, liturgische Feiern, Begegnungen und einen Kulturnachmittag.

Die Teilnehmer/innen erleben die bereichernde Vielfalt kirchlicher und nationaler Ansätze in der Behindertenarbeit und treten ein in den Dialog über den Stellenwert und die Entwicklungsperspektiven ihrer Tätigkeiten im Gefüge Europas. Eingeladen zu dieser Tagung sind Seelsorgerinnen und Seelsorger für Menschen mit geistiger Behinderung, Verantwortliche aus christlichen Gemeinden und Einrichtungen aus verschiedenen Ländern Europas. Konferenzsprachen sind Französisch und Deutsch mit jeweiliger Übersetzung. Die Fachtagung findet in der Bischöflichen Akademie, Leonhardstr. 18–20 in 52064 Aachen statt. Die Kosten betragen 300 Euro mit und 180 Euro ohne Übernachtung.

Das Programmheft und nähere Informationen zur Tagung „Mit Behinderung in Europa“ sind erhältlich bei Stephan Miethke vom Bischöflichen Generalvikariat Aachen, E-Mail: Stephan.Miethke-gv@bistum-aachen.de.

(Foto: Jürgen Christ)



Kurze Wege und Sonnenschein – Katholikentag 2008 in Osnabrück

Michael Knüpper*

Mai 2008. Erwartungsvolle Stimmung im Familienzentrum des 97. Katholikentages in Osnabrück. Eine Gruppe von Menschen mit Behinderungen aus Altenoythe (Landkreis Cloppenburg) schlendert über den sonnengefluteten Schulhof des Ratsgymnasiums und bleibt bei einem Übertragungswagen stehen. Dort ist ein Techniker des NDR damit beschäftigt, Leitungen zu verlegen. Ob sie denn mal ins Fernsehen dürfte, fragen sie den verdutzten Mann. Dieser schaut verdutzt auf, er würde ihnen gerne behilflich sein. Nur leider seien sie an der falschen Adresse. Er sei vom Rundfunk, aber dahinten seien die Kollegen vom Fernsehen. Dort sollten sie es mal versuchen. Dabei zeigt er mit den Händen in die Richtung.

Ein neues, ungewohntes Bild. Mitten im Familienzentrum, wo sonst ausschließlich Familienthemen, Kinderparadies, Partnerschaftsberatung und Kreativwerkstatt dargeboten werden, ist die Behindertenseelsorge mit ihren Angeboten zu Gast. Da ist der Zauberer Jürgen Geißler mit einer Gruppe von Menschen mit einer geistigen Behinderung. Jürgen Geißler ist hauptberuflich Heilerziehungspfleger im Meppener St.-Vitus-Werk. Seit über einem halben Jahr probt er Zaubertricks mit Praktikanten und behinderten Menschen eigens für das

Markus an der E-Gitarre und Frank am Bass wirken sehr konzentriert. Es macht Spaß, sie zu sehen. Die Zuschauer fangen an mitzumachen, sie schunkeln und tanzen, einige singen sogar mit.

Bühnenprogramm auf dem Katholikentag. Auf dem vollbesetzten Innenhof erhält die Gruppe mehrmals stürmischen Applaus. Ebenso ergeht es der Wohnheimband „Vollkaracho“. Bei „Marmor, Stein und Eisen“ bricht stürmischer Jubel aus. Es sind nicht unbedingt die Lieder, die begeistern. Die Zuschauer erleben die Inbrunst, die Begeisterungsfähigkeit, das Gefühl und die Freude der Instrumentalisten und Sänger. Da ist Jörg mit dem Down-Syndrom. Er sitzt am Schlagzeug. Man merkt, dass ihm die Musik im Blut liegt. Markus an der E-Gitarre und Frank am Bass wirken sehr konzentriert. Es macht Spaß, sie zu sehen. Die Zuschauer fangen an mitzumachen, sie schunkeln und tanzen, einige singen sogar mit.

Menschen mit Behinderungen frischen das Bild auf. Sie mischen sich unter die anderen Besucher des Familienzentrums und gehören selbstverständlich dazu. Ansteckend ist ihre Begeisterungsfähigkeit, ihr Charme, ihre Spontanität, ihre Lebensfreude. Klaus-Heinrich Rahe, der Leiter des Familienzentrums, der von Anfang an in seinen Planungen die Behindertenseelsorge mitbedacht hat, sagt: „Das ist gelebte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen. Wir wollten kein exklusives Programm für Behinderte. Genau so hatten wir uns das bei der Planung vorgestellt.“ Auch die Eltern von behinderten Kindern können verschnaufen. Wer einen Fachvortrag besuchen möchte oder sonst etwas vorhat, kann in einem eigens dafür ausgewiesenen Bereich eine fachlich begleitete Betreuung kostenfrei in Anspruch nehmen.

In einem fast zweijährigen Prozess hatte sich eine Arbeitsgruppe auf dieses Großereignis eingestellt. Am Ende springen dabei rund 20 fachspezifische Veranstaltungen für Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige heraus, und die Behindertenseelsorge ist inklusiv dabei: Ob auf dem Podium „Der Traum von einer unverkrampften Begegnung“ mit Bischof Kamphaus, dem Sozialethiker Lob-Hüdepohl und dem Pastoraltheologen Schmäzle oder Werkstattgespräche für Eltern von behinderten Kindern, Gesprächsangebote für Geschwister. Aber nicht nur seelsorgliche Themen stehen im Angebot, sondern auch Fachthemen werden in den Blick genommen. So etwa das Thema „Sexualität und Behinderung“ mit seinen vielfältigen Spannungsfeldern und moraltheologischen Vorgaben oder „Pränataldiagnostische Befunde und Chancen durch Frühförderung“. In dem Workshop „Die prophetische Kraft von Menschen mit Behinderungen“ kommt das Radioteam, eine Gruppe geistig behinderter Menschen, zu Wort. Bei einer Tasse Tee erzählen sie, was sie bewegt, die Anderen hören zu. Der Andachtsraum des Familienzentrums, gerät aus den Fugen, als der Gottesdienst „Wir sind glücklich geworden“ stattfindet. Eltern von behinderten Kindern erzählen authentisch aus ihrem Leben. Leider ist der Raum zu klein. Viele Besucher müssen wegen Überfüllung wieder weggeschickt werden. Schnell wird den Organisatoren klar, dass eine große Kirche benötigt worden wäre, um dem Ansturm gerecht zu werden. Es muss improvisiert werden und es entsteht spontan der Vorsatz, diese Veranstaltung später an anderer Stelle diözesanweit zu wiederholen. Auf dem

Schlossplatz dagegen haben die zahlreichen Gruppen genügend Raum, um beim Erlebnis- und Sinnesparcours mitzumachen. Bereits in den frühen Morgenstunden ist der Andrang riesengroß. Das vom Limburger Ordinariat initiierte Begrüßungsprojekt für Neuzugezogene „Wie schön, dass du geboren bist“, in dem ausdrücklich auch behinderte Kinder begrüßt werden, ist zunächst unpassend in der dritten Etage platziert, wohin sich dann auch kaum jemand verirrt.

Unbürokratisch ändern die Verantwortlichen den Schauplatz und ziehen in den Innenhof, wo sich unverzüglich ein Fernseherteam mit Fragen auf sie stürzt. So sind diese Tage von einer Mischung aus einer ansteckenden Fröhlichkeit, Ernsthaftigkeit und Leichtigkeit geprägt und mangelnder Zulauf oder Überfüllung von Veranstaltungen kann die gute Laune nicht vermiesen.

Der Katholikentag fand zwar in Osnabrück statt und daher lag die Verantwortung bei der Behindertenseelsorge des Bistums Osnabrück. Wer aber gedacht hatte, dass diese das Projekt Katholikentag allein managt, hatte sich geirrt. So sind die Behindertenseelsorger der Bistümer aus München, Hildesheim, Speyer, Limburg, Münster, Würzburg, Bamberg und Osnabrück maßgeblich mit rund 20 fachspezifischen Themen eingebunden. Neben dem offiziellen Katholikentagsprogramm gab es einen speziellen Veranstaltungsreader über 150 Veranstaltungen für Menschen mit Behinderungen und deren Eltern. Das Papier wurde im Vorfeld an Einrichtungen der Behindertenhilfe und über die Arbeitsstelle „Behinderung und Pastoral“ an die Vertreter in den Bistümern verschickt. Das Informationsangebot umfasste auch organisatorische Fragen speziell für Menschen mit Behinderungen, wie zum Beispiel Anreise, Vergünstigungen, barrierefreie Zugangsmöglichkeiten, Unterkunft etc. Das Angebot wurde ergänzt mit einer Übersicht über sämtliche Veran-

staltungen in den Hauptzentren des Katholikentages. Für die Verteilung sorgten die Kollegen in den Bistümern.

Die Behindertenseelsorge im Bistum Osnabrück konnte sich auf die Unterstützung der Einrichtungen verlassen. Rund 60 Personen aus diesen Einrichtungen standen bei den jeweiligen Veranstaltungen zur Seite. Über 100 Aktive waren bei einem Theaterstück des Papen-

Es sind zahlreiche neue Kooperationen entstanden, bereits bestehende wurden intensiviert.

burger St.-Lukasheimes, in dem Laienschauspieler mit und ohne Behinderungen mitspielten, beteiligt. Aber auch andere Organisationen, wie z.B. die Arche-Lebensgemeinschaft oder die Josefs-gesellschaft in Köln, brachten sich ein. Neben den inklusiv konzipierten Veranstaltungen für und mit Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige im Familienzentrum gab es weitere auf der Caritasbühne und im Stadtgebiet. Aber der Schwerpunkt lag im Familienzentrum – und das war gut so, weil die Behindertengruppen einen Fixpunkt hatten, der den Gruppen Orientierung und Sicherheit vermittelte. Es sind zahlreiche neue Kooperationen entstanden, bereits bestehende wurden intensiviert. Im Blick auf die regionalen Einrichtungen der Behindertenhilfe gab es neue Kontakte, nicht nur zu den Caritaseinrichtungen, sondern auch zu anderen Einrichtungen der Behindertenhilfe, wie z. B. der Lebenshilfe und der Heilpädagogischen Hilfe. Unmittelbar aus der Zusammenarbeit herrührend, wurden für die kommenden Jahre neue kooperative Veranstaltungsreihen geplant.

**Michael Knüpper ist Beauftragter für Menschen mit Behinderung in Meppen.*

(Foto: Jürgen Christ)



AUS DEN DIÖZESEN UND DEN GREMIEN DER ARBEITSSTELLE

„Liebe ist ... wenn aus Herzen Töne purzeln“

Barbara Reichwein*

Im großen Saal des Wilhelm-Kempff-Hauses in Naurod herrscht gespannte Erwartung: Große und kleine Musiker warten auf ihren Auftritt, in der ersten Reihe nimmt die Jury Platz. „Aufgeregt ist man erst, wenn man auf der Bühne steht“, versucht sich die elfjährige Angelique selbst zu beruhigen – und kann doch kaum auf ihrem Stuhl sitzen bleiben. Den Erwachsenen geht es nicht anders. „Die schönste Sprache, die jeder versteht, ist die Musik“, sagt Juror Heinz Jörg Ebert, Mitglied der Gießener Gesangsformation „Drei Stimmen“, als er seine Kollegen vorstellt. Da hält es auch Roland nicht auf seinem Stuhl: „Ja genau!“, ruft der junge Mann mit der braunen Jacke begeistert, eilt nach vorne, schnappt sich ein Mikrofon und beginnt zu singen. Freundlicher Applaus begleitet ihn zurück zu seinem Platz. „Nachher kommt noch was auf Französisch“, verspricht er dem Publikum, das mit der spontanen Einlage durchaus zufrieden ist.

Spätestens jetzt wäre es auch jedem von draußen hereingeschneiten klar: Dieser Music-Contest ist anders. Dafür sorgen schon die 300 Teilnehmer, Menschen

aller Alterstufen, mit unterschiedlichen körperlichen oder geistigen Behinderungen, die hier ihr musikalisches Können unter Beweis stellen wollen. Unter dem Motto „Liebe ist ... wenn aus Herzen Töne purzeln“ hat das Bistum Limburg in Kooperation mit der Evangelischen Behindertenseelsorge Gießen und Mainz den überregionalen Musikwettbewerb ausgelobt, bei dem nicht die Suche nach dem Superstar im Mittelpunkt steht. „Es geht um das gemeinsame Musikerlebnis“, erklärt Jochen Straub, Referent für Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg. Dass dabei aber die Künstler und ihre Beiträge sehr ernst genommen werden, dafür sorgt die prominent besetzte Jury, zu der Startenor Johannes Kalpers, die Mitglieder der „Drei Stimmen“ sowie Komponist und Liedermacher Robert Haas und der Pädagoge Horst Koch gehören.

„Wir sind gespannt, wie das hier abläuft“, bekennt sichtlich nervös der Frontsänger der ersten Band, die mit ihrem Auftritt den Contest eröffnet. Doch dann rockt die Gruppe aus der Behindertenhilfe Bergstraße mit ihrem

(Fotos: Till Schürmann)



Titel „Die Freiheit“ schwungvoll los, gekonnt wiegt sich der Sänger in den Hüften, um mit den letzten Klängen wie ein ausgebuffter Profi von der Bühne zu springen. „Das war gelungen und professionell“, lautet das Urteil zur Freude

Immer geht ein Ruck durch den Saal, alle klatschen und wippen mit, hören konzentriert zu und den Juroren fehlen mitunter die Worte bis auf ein schlichtes: „Das war unglaublich.“

der Musiker, die an diesem Tag wie alle anderen Teilnehmer auch mit herzlichem Beifall und anerkennenden Worten für Probenarbeit und Aufregung belohnt werden. Ob Thorsten Liepe am Piano meisterhaft den Boogie spielt, ob die Cool Kids aus dem St. Vincenzstift mit „Liebe Love Amore“ einen richtigen Ohrwurm mitgebracht haben, die Gruppe aus der Astrid-Lindgren-Schule mit einer rockigen Version von „Can't wait until tonight“ begeistert oder Klaus Knie aus dem Frankfurter Konrad-von-Preysing-Haus voller Überzeugung das Wallfahrtslied von Marienthal anstimmt – immer geht ein Ruck durch den Saal, alle klatschen und wippen mit, hören konzentriert zu und den Juroren fehlen mitunter die Worte bis auf ein schlichtes: „Das war unglaublich.“ „Tolle Musiker und ein tolles Publikum“, lautet das Urteil von Johannes Kalpers, der sich schon nach den ersten Beiträgen „sehr berührt“ zeigt. Der ehemalige Domsingknabe, heute unter anderem bekannt durch die Sonntags-Tour im SWR-Fernsehen, hat trotz vollem Terminkalender seinen Entschluss, bei diesem Contest mitzuwirken, nicht bereut: „Ich bin jetzt schon bereichert“, stellt er zur Halbzeit fest. Statt leerer

Routine und Abgebrühtheit, die er vom „knallharten“ Musikgeschäft her kenne, erlebe er hier Begeisterung, Freude, Enthusiasmus: „Das sind die wirklichen Stars für mich“, bekundet er seinen Respekt für die Musiker, denen er sich in der Konzentration auf die Botschaft der Musik „absolut verbunden“ fühlt.

„Gefühl pur“ und ein paar Glückstränen gibt es bei der Preisverleihung am nächsten Tag – und riesig stolz sind auch diejenigen, die keinen Preis ergattern können. Die Jury, die die Qual der Wahl hatte, hat fünf erste Plätze zu vergeben und sich für die zwei mitmachenden Gruppen aus dem Vincenzstift Aulhausen, die Mundharmonika-Spielerin Angelika Grell, Pianist Liepe und die Kinder aus der Astrid-Lindgren-Schule entschieden. Ein Sonderpreis geht an die Band Conny P. aus Frankfurt. „Aber Sieger sind sie alle“, gibt Pfarrer Armin Gissel das vorherrschende Gefühl der Mitwirkenden wieder und dass sein Resümee – „Es war ein beglückendes Erlebnis“ – für alle gilt, ist spätestens beim gemeinsam gesungenen Schlusslied unüberhörbar: „Oh happy day.“

Ein Kalender für 2009 mit ausdrucksstarken Fotos der Veranstaltung ist ab sofort erhältlich bei:

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Referat Seelsorge für Menschen mit Behinderung
Rossmarkt 4
65549 Limburg / Lahn
Tel.: 0 64 31 / 295-298 · Fax: 0 64 31 / 295-584

Kontakt: j.straub@bistumlimburg.de

*Barbara Reichwein ist Redakteurin in der Pressestelle des Bistums Limburg.



„Lasst uns in Liebe weitermachen“

Im September 2008 trafen sich die Mitglieder des Bundesleitungsteams mit Delegierten aus insgesamt 20 der deutschen Gruppen der fraternität der Menschen mit Behinderung, Helferinnen und Gästen zur Jahreshauptversammlung in Wiesbaden-Naurod. Die gemeinsamen Tage, die das Jahresthema 2006–2008 „Lasst uns in Liebe weitermachen“ zum Motto hatten, standen ganz im Zeichen von Rückbesinnung und Neuorientierung. Auf Einladung des Bundesleitungsteams zelebrierte Weihbischof Dr. Franz Dietl in der Kapelle des Wilhelm-Kempfhouses gemeinsam mit den anwesenden Geistlichen den Eröffnungsgottesdienst. In seiner Predigt betonte er, dass alle Menschen, egal ob behindert oder nichtbehindert, zur Christusförmigkeit berufen seien.

Bei den Neuwahlen des Bundesleitungsteams wurde Bundesseelsorger Franz Hilfenhaus (Steinau-Ulmbach), der dieses Amt seit 2006 kommissarisch in-

nehmte, bestätigt. Hildegard Stark (Trier), Regina Ruppel (Hildesheim), Christine Osafo (Fulda) wurden wieder und Fred Kopps (Hannover) wurde neu gewählt. Außerdem beriefen sie zu ihrer Unterstützung Walter Eltges (Trier) und Ellen Gentsch (Neu-Isenburg) ins Bundesleitungsteam. Als Kassenprüfer wurden Richard Reuter (Friedrichshafen) und Theodor Wohlleben (Regensburg) sowie als evtl. Ersatz Gertraud Wiedemann (Beratzhausen) gewählt.

„Lasst uns Brücken bauen“ wird wie eine Losung die Arbeit der fraternität Deutschland bis zur nächsten Jahreshauptversammlung im September 2010 begleiten. Bei Gruppentreffen, in Seminaren und anderen Veranstaltungen soll es aufgegriffen und vertieft werden. Höhepunkt des Rahmenprogramms der Jahreshauptversammlung war der Festakt zum offiziellen Abschluss der Jubiläumsfeierlichkeiten anlässlich des 50-jährigen Bestehens der fraternität Deutschland.

(Foto: Jürgen Christ)



Gute Kooperation zwischen Lebenshilfe und Behindertenseelsorge

Bei der Päpstlichen Profilia-Audienz am 1. Oktober 2008 segnete Papst Benedikt XVI. den sechsjährigen Mika und seine Mutter. Er brachte zum Ausdruck, dass es „selbstverständlich“ sei, dass der Segen für Mika und seine Mutter allen Menschen mit geistiger Behinderung und ihren Familien gelte. Diakon Dr. Beuers, Vertreter der Arbeitsstelle bei der Lebenshilfe, hatte zur Audienz das Eberbacher Kreuz mitgebracht. Das Kreuz wurde von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in den Rheingau Werkstätten Rüdesheim angefertigt. Herr Bischof em. Dr. Franz Kamphaus hatte zum Kreuz eigens eine Meditation verfasst.

Robert Antretter, Vorsitzender der Lebenshilfe in Deutschland, überreichte dem Papst das Hörbuch „Gänsehaut“. Das Hörbuch greift religiöse Anliegen von

Erwachsenen vor allem im Übergang von Schule und Werkstatt auf. Der Vorstand der Lebenshilfe hatte in Dankbarkeit für das 50-jährige Bestehen den Papstbesuch organisiert. Nicht nur beim Fernsehgottesdienst in Esslingen, sondern auch in Projekten des Arbeitskreises Seelsorge und Theologie und im unmittelbaren Kontakt zu den Pfarrgemeinden vor Ort macht die Lebenshilfe sichtbar, dass eine spirituelle Begleitung Bestandteil der Assistenz von Menschen mit Behinderung ist. Jochen Straub, Sprecher des Arbeitskreises, weist u.a. auf das Buch „Bäume wachsen in den Himmel“ des Arbeitskreises Seelsorge und Theologie hin. Es unterstützt Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Sterbe- und Trauerbegleitung geistig behinderter Menschen.

Liebevoll wendet sich der Papst dem behinderten Jungen Mika zu.

Foto: Servizio Fotografico de „L'O.R.“



BÜCHER

Georg Theunissen, Kerstin Schirbort (Hg.)

**Inklusion geistig behinderter Menschen:
Zeitgemäße Wohnformen – Soziale Netze –
Unterstützungsangebote**

Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2005

1. Aufl.; 284 Seiten, 32 Euro

ISBN-10: 3170189255, ISBN-13: 978-3170189256

Inklusion zielt auf die „volle Teilhabe“ behinderter Menschen am gesellschaftlichen Leben. Dahinter steht ein Konzept, das von Lebenswelten ausgeht, in denen auch Menschen mit Behinderungen in vertrauter Umgebung das notwendige Maß an Unterstützung für eine aktive soziale Partizipation finden. Das Buch behandelt im ersten Teil theoretische Überlegungen und aktuelle Tendenzen im Hinblick auf zeitgemäße Wohnformen für geistig behinderte Menschen unter den Leitideen „Inklusion“, „Partizipation“, „Empowerment“ und „Bürgerschaftliches Engagement“. Im zweiten Teil werden zukunftsweisende Konzepte am Beispiel großer Behinderteneinrichtungen vorgestellt. Im dritten Teil geht es dann um die wichtigsten Unterstützungsangebote und –methoden zur Verwirklichung „inklusive Lebens und Wohnens“.

Ralf Quester

**Prävention – Rehabilitation – Integration im Fokus
von Neurologie, Humanwissenschaften und Recht**

Verlag Hippocampus, Honnef 2008-

1. Aufl.; 478 Seiten, 34,50 Euro

ISBN 978-3-936817-17-1

Viele Berufsgruppen nutzen die wachsenden Erkenntnisse der Neurowissenschaften in Studium und Beruf. Das vorliegende, auf der Grundlage fachübergreifender Erfahrungen aus klinischem Alltag, Forschung und Lehre entstandene Lehrbuch versammelt den aktuellen Kenntnisstand. Systematisch und didaktisch vermittelt der Autor fundiertes Wissen über Anatomie und Funktionen des Nervensystems und der Sinnesorgane und stellt wichtige körperliche, geistige und seelische Funktionsbeeinträchtigungen und Krankheitsbilder ausführlich dar. Dabei wird deutlich, in welchem Maße Gesundheitsvorsorge, Förderung, Rehabilitation, Betreuungs- und Leistungsrecht sowie Gesundheitsmanagement zur Integration Betroffener beitragen. Im Hinblick auf Behinderung und ihre Folgen wird der Paradigmenwechsel im Spannungsfeld von Medizin, Humanwissenschaft und Recht aufgezeigt: Nicht mehr der Fürsorgegedanke, sondern die Förderung selbst bestimmten Lebens und Teilhabe steht im Vordergrund.

Gisela Hinsberger

**Weil es dich gibt. Aufzeichnungen über das Leben
mit meinem behinderten Kind**

Verlag Herder, Freiburg 2007

1. Aufl.; 160 Seiten, 12,90 Euro

ISBN 978-3-451-03002-4

Sie wird ein schwerstbehindertes Kind bekommen, mit Wasserkopf und offenem Rücken - die Diagnose ist für die Autorin Gisela Hinsberger ein Schlag. Doch als sie nach der Geburt den Säugling auf der Kinderintensivstation sieht, weiß sie sofort: Ihre Liebe wird reichen. Das Leben mit Sofie (und später ihr Sterben) ist das Thema dieses Buches. Und es ist ein spannendes Buch geworden. Nicht romantisierend und geschwätzig, sondern nachdenklich und sehr prägnant. Warum es sich so schrecklich anfühlt, bemitleidet zu werden, darüber etwa hat die Erzählerin immer wieder nachgedacht. Auch darüber, dass sie früher unhinterfragt mal stumpf, mal glücklich, mal heulend durch ihr Leben gehend durfte. Heute hingegen steht plötzlich eine Glückspflicht im Raum, die sie als Mutter eines behinderten Kindes ja wohl unmöglich erfüllen könne, wie ihr bedeutet wird.

Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit
geistiger Behinderung e.V. (Hg.)

Wohnen im Alter

**Orientierungs- und Entscheidungshilfe für die
Begleitung älter werdender und alter Menschen mit
Behinderung**

PDF-Veröffentlichung der Lebenshilfe 2008, kostenlos
Download unter www.lebenshilfe.de

Die Tatsache, dass in Deutschland erstmalig für eine große und noch ständig wachsende Zahl älter werdender und alter Menschen mit Behinderung adäquate Angebote zu entwickeln sind, ist seit Jahren bekannt. Trotzdem gibt es in der Umsetzung vorhandener Konzepte noch eine Vielzahl ungelöster Probleme und Fragestellungen mit Blick auf ein möglichst sinnvolles und würdevolles Leben alternder und alter Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland, dies insbesondere auch im Bereich des Wohnens. Das Papier der Bundesvereinigung Lebenshilfe stellt moderne Konzepte vor und gibt Hilfestellung für die Praxis. Die Publikation will all denjenigen Personen und Institutionen, die Verantwortung für die Begleitung des zukünftigen Wohnens älter werdender und alter Menschen mit geistiger Behinderung übernommen haben, eine Orientierungs- und Entscheidungshilfe bieten.

TERMINE

- **Jahrestagung 2009 Sehgeschädigtenpastoral, 21.–23. Januar 2009, Thema: „Jung, katholisch, blind sucht ... Kirche!?“**, Heiligenstadt
- **Jahrestagung 2009 Hörgeschädigtenpastoral, 10.–12. Februar 2009, Thema: „Deafhood“ – das neue Selbstbewusstsein von Menschen mit Hörschädigung?**, Bad Honnef
- **Jahrestagung Pastoral für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung, 23.–26. März 2009, Thema: „Grenzen in den Gemeinden abbauen. Behindertenseelsorge als Inklusionshelfer.“**, Bischofsreut
- **Jahrestreffen 2009, Diözesanverantwortliche in der Behindertenseelsorge, 21. April 2009**

Impressum

Herausgeber: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Redaktion: Eva Heyberg, Stefanie Wulff (Redaktionsleitung), Andreas Gesing (V.i.S.d.P.)

Geschäftsstelle: Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln

Telefon: 0221/27 22 09 00

Fax: 0221/16 42 71 01

E-Mail: bup@behindertenpastoral-dbk.de

www.behindertenpastoral-dbk.de

Ausgabe: 11/2008; 5. Jahrgang

Bezug: Über die Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Titelbilder: Jürgen Christ (Titelbild, Umschlagseiten 3 und 4), Mainova (Umschlagseite 2)

Druck: Zimmermann Druck und Medien Köln

Alle Artikel im Internet unter: www.behindertenpastoral-dbk.de

INTERVIEW

DAS LETZTE WORT HAT ...

**Andreas Ronkartz, Autor des Artikels
„L'Arche – Wohnen mit und ohne Behinderung
in Gemeinschaft“**

Wie beschreiben Sie Ihren gegenwärtigen Gemütszustand?

Ich fühle mich ausgeglichen und empfinde Zufriedenheit in meinem Alltagsleben.

Eine Forderung an die Menschen in Ihrer Gesellschaft:
„Mensch lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel nichts mit dir anzufangen!“ (Augustinus)

Welcher Teil Ihres Lebens war für Sie der schwerste?
Die Oberstufe, die letzten drei Jahre meiner Schulzeit.

Wie verbringen Sie Mußestunden?

Entspannen; den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Ein gutes Buch lesen oder bei einem Glas Rotwein ein gutes Gespräch führen.

Von welcher Erfahrung wurden Sie geprägt?

Von der Begegnung mit Bertie in meinem ersten Jahr in L'Arche Edinburgh.

Was bedeuten Ihnen die Menschen?

Beziehungen, der Grund zum Leben.



(Foto: privat)

Wo finden Sie Trost?

„Wer im Schutz des Höchsten wohnt und ruht im Schatten des Allmächtigen, der findet Zuflucht unter seinen Flügeln. Er wird mich beschützen, denn er kennt meinen Namen.“ (nach Psalm 91)

Wenn Sie Ihrem Glauben eine Farbe geben müssten, welche wäre es?

Ein warmer Rotton.

Wenn Sie an morgen denken, was fällt Ihnen ein?

Mit staunendem Blick sich auf die kleinen und großen Wunder freuen.

„Behinderung & Pastoral“ für Menschen mit Sehschädigung

Im Internet:

www.behindertenpastoral-dbk.de

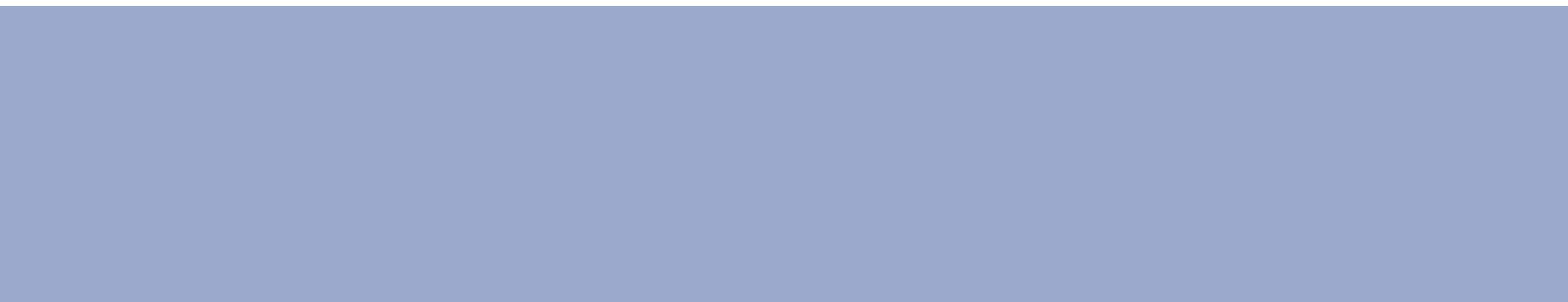
Hier finden Sie unter der Rubrik „Publikationen“ die Zeitschrift sowohl als PDF-Datei als auch als einfaches Word-Dokument, in dem keine Bilder vorhanden sind.

Als Hörkassette: Die neue Ausgabe der Zeitschrift ist auch als Hörkassette erhältlich.

Die Ausleihadresse: Deutsche Katholische Blindenbücherei

Graurheindorfer Str. 151a, 53117 Bonn

Tel.: 0228/559490, Fax: 0228/5594919





11 / Dezember 08

Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz

Georgstraße 20, 50676 Köln, Tel. 0221/27 22 09 00, Fax 0221/16 42 71 01, Email: bup@behindertenpastoral-dbk.de
www.behindertenpastoral-dbk.de

